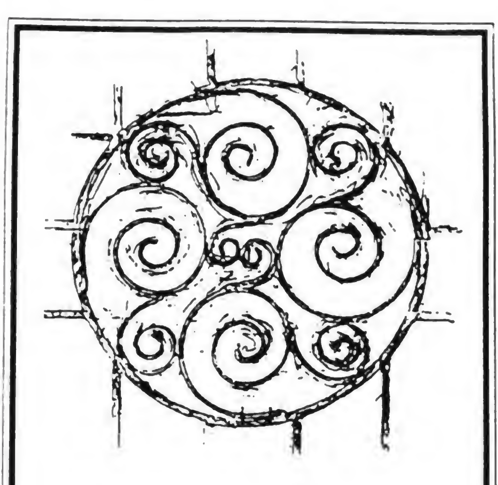
DEUTSCH-AMERIKANISCHE SKIZZEN FÜR JÜDISCHE AUSWANDERER UND NICHTAUSWANDERER




EX LIBRIS
GUIDO KISCH
PRAGENSIS


CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 079 806 638



Schriften

herausgegeben

vom

Institute

zur Förderung der israelitischen Literatur

unter der Leitung

von

Dr. **Ludwig Philippson** in Magdeburg,
Dr. **Adolph Jellinek** in Leipzig,
Dr. **J. M. Jost** in Frankfurt a. M.

Zweites Jahr: 1856|57.

Israelitische Volksbibliothek V.

Leipzig,
Oskar Leiner.
1857.

Israelitische Volks-Bibliothek.

V.

Deutsch-Amerikanische
Skizzen
für
jüdische
Auswanderer und Nichtauswanderer.



Leipzig,
Oskar Leiner.
1857.



Erste Abtheilung.

Ueberfahrt.

—⁂—

1. Die Abreise. 2. Der junge Mecklenburger.

Der Schleppdampfer, der das Auswandererschiff aus dem Hafen von Hamburg die Elbe entlang bugsiren sollte, war angelangt und nun hieß es Abschied nehmen.

Ein Boot nach dem andern entfernte sich vom Schiffe, jetzt wartete nur noch das letzte, in dem der Rheder und seine Leute schon waren, auf einen ältlichen Herrn, der mit einem ganz jungen Manne und dem Kapitän an der Schiffsleiter stand. Der ältliche Herr, ein Gutsbesitzer aus dem Mecklenburgschen, — dessen neben ihm stehender Sohn auf diesem Schiffe die Reise nach Amerika mit machen sollte — übergab noch dem Kapitän ein ziemliches Sümmchen, das, wie ich später erfuhr, dazu dienen sollte, den Durst des jungen Mannes auf der Ueberfahrt mit Porter und Wein zu löschen, küßte den Sohn und stieg schnell ins Boot, das sofort dem Lande zusteuerte. Die Brücke wurde ins Schiff gehoben, die Anker gelichtet, und der Dampfer setzte sich in Bewegung. Der Lärm verlor sich immer mehr, je weiter wir uns vom Lande entfernten. Die auf dem Verdeck stehenden, Kopf an Kopf gedrängten Auswanderer blickten ernst und bewegt nach dem Ufer hin; mancher noch Hut und Tuch schwingend, bis die heranbrechende Dunkelheit auch diesem Verkehr ein Ende machte.

Es war eine herrliche lauwarme Sommernacht, und der tiefblaue Himmel mit seinen immer mehr aufleuchtenden Sternen strahlte aus dem Wasser wieder.

Ich, der ich erst vor wenigen Tagen nach der Hafenstadt,

um mich einzuschiffen, gekommen war, hatte da weder Bekannte zu begrüßen, noch Abschied zu nehmen, und mich daher, sobald nur meine Sachen untergebracht waren, hinauf aufs Oberdeck — über der Kajüte, begeben.

Nur leise berührte da in der Einsamkeit das Rauschen des Wassers, und das Gemurmel der Menge unter mir mein Ohr, und ich konnte mich in ernste tiefe Erinnerungen versenken. Nochmals führte mir die Zauberin Fantasie die Gräber der theuern Eltern, den ziemlich schon zusammen geschmolzenen Kreis von werthen Verwandten und Freunden vor, und nur mit Mühe konnte ich mich dem schmerzlich-süßen Träumen entringen, um meinen Blick nach der Wirklichkeit und Gegenwart zu richten. Wie wird uns die neue Welt aufnehmen? Werden wir Alle dort ein neues Vaterland finden, oder vielleicht mancher nach langer Wanderung wieder das alte aufsuchen? — Durch solche Fragen wurde wieder der Gedanke in mir rege, wie viele von den Auswanderern mögen alle Brücken hinter sich abgebrochen und sich jede Möglichkeit zur Rückkehr abgeschnitten haben! —

Nur wenige Stunden vor unsrer Abfahrt war ein eben mit dem Schnellzuge erst angelangtes Ehepaar direkt von der Eisenbahn auf unser vollbemanntes Schiff gekommen, und hatte, nach langer Unterhandlung mit dem Rheder und Kapitän, noch Unterkommen erlangt. Freilich war nur noch für die Dame Platz in der ersten Kajüte; der Mann mußte ins Zwischendeck. Dem schien aber grade besonders daran zu liegen, nur so schnell wie möglich fortzukommen, und so war er mit Allem zufrieden.

Unwillkürlich mußte ich mich nach der Ursache, die mich zum Auswandern veranlaßt, fragen, und mit dem Ministerial-Passe in meiner Brieftasche beruhigen, der mir und nöthigenfalls auch andern die Gewißheit verschaffte, wie ich weder Schulden noch andrer Vergehungen halber inkognito die Reise nach Amerika unternehme.

Wieder ließ ich die Vergangenheit vor mir vorbei rollen und freuete mich wahrhaft, nirgends auf Personen oder Plätze zu stoßen, die ich bei einer etwaigen Wiederkehr zu scheuen hätte. Tauchten auch vor meiner Erinnerung Manche auf, die mir verschuldet waren, oder vieles gegen mich verschuldet hatten; ich dachte ihrer ohne Haß und ohne Zorn: das atlantische Meer sollte der Lethestrom des ewigen Vergessens sein. —

Unter mir auf dem Verdeck war es wieder laut geworden, der junge Mecklenburger hatte in treuer Erfüllung seiner Kindespflicht zeitlich genug die von seinem Vater für ihn zurückgelassenen Thaler im strengsten Sinne des Wortes, in Porter, Wein und Rum, flüssig zu machen begonnen. Vielleicht auch, daß er sein Vergessen aus einer andern Quelle holen, und den Schmerz der Trennung von seinen Lieben und seinem Vaterlande darin versenken wollte; dies gelang ihm denn vollkommen. Schicksals-, Gesinnungs- und Trinkgenossen waren bald gefunden, und Gläserklang, Pereats und Vivats tönten zu mir herauf, oft von lärmendem Gesang, Lachen und Fluchen unterbrochen.

Die Zwischendeckler hatten sich weiter vorn niedergelassen. Auch aus ihrer Mitte hörte man ein tönendes Gesumme von verschiedenen Liedern und Harmonika Begleitung; endlich schien sich die Menge nach zwei Seiten hin sowohl getheilt wie geeinigt zu haben und die Melodien der Lieder: „Wenn die Schwalben heimwärts ziehn“ — und: „Das Schiff streicht durch die Wellen“ — waren nur noch allein zu vernehmen. Ich weiß nicht, durch welche Ideenverbindung mir die, damals von Hanibal Fischer noch nicht veräußerte deutsche Flotte und damit eine Forderung von einem Silbergroschen, die ich auch dabei hatte, einfiel, und ich plötzlich, trotz der ernsten Scheidestunde, laut auflachen mußte.

Um nicht des Leichtsinnes geziehen zu werden, will ich meinen, wie ich hoffe, freundlichen Lesern, die Veranlassung zu diesem Guthaben und zugleich zu meinem Lachen ausführlich mittheilen.

Den 31. Januar 1850 hatte ich die Ehre mit noch etwa

zwanzig Personen als Wahlmann des II. Wahlbezirks im Rathhaussaale zu . . . bei der Abgeordneten-Wahl für das Volkshaus mit zu wählen.

Vor Beginn unsrer eigentlichen Amtsthätigkeit erhob sich der Vorsitzende, ein angesehener und vermögender Beamter, und verlas mit vieler Salbung ein gedrucktes Cirkular, in dem in feuriger, beredter Sprache zu freiwilligen Beiträgen für die deutsche Flotte aufgefordert wurde.

Er fügte, nach beendigter Vorlesung noch einige Worte hinzu und legte dann seinen Beitrag: fünf Reichsthaler Cassen-Anweisung vor sich hin, den Gaben der Uebrigen erwartungsvoll entgegensehend.

Ein Blick auf meine Genossen verrieth mir die Verlegenheit der Meisten. In der That war es kein kleines Dilemma: entweder über seine Verhältnisse aus falscher Schaam da zu geben, wo man durch Theuerung, Krankheit und andre Kalamitäten ohne dies über alle Maaßen in Anspruch genommen war, oder gegen die reiche Gabe des Präsidirenden gar zu sehr zurück zu bleiben.

Natürliches Mitleid bewog mich dies offen, nachdem ich mit gebührendem Dank den bereits gegebenen bedeutenden Beitrag anerkannt, auszusprechen, und die gewöhnlich übliche Weise des Einsammelns mit dem Hute, anzuempfehlen. Mein mehr menschenfreundlicher wie patriotischer Vorschlag wurde mit fast allgemeinem Beifall angenommen und von dem jüngsten Wahlmann sofort sein Hut ergriffen, die Runde zum Einsammeln zu machen.

Um jedoch von mir den Verdacht fern zu halten, daß ich hierbei mehr für mich wie für das allgemeine Beste gesprochen und die Absicht hätte, bei den reicheren Gaben der Anderen meine geringe zu verstecken; — zeigte ich meinen, wie mir schien zu diesem Zwecke vollkommen ausreichenden Beitrag: einen schönen neuen Silbergroschen, bevor ich ihn in den Hut warf.

Das Ergebniß der Sammlung belief sich, nachdem der Inhalt des Hutes vor dem Vorsitzenden ausgeschüttet wurde —

inclusive meines Silbergroschens — auf sechs und einen halben Silbergroschen in drei Münzen, nämlich: ein ganzes Sechstelstück, ein Silbergroschen, und ein halber Silbergroschen.

Man braucht sich nur die verblüfften, ärgerlichen und getäuschten Gesichter auszumalen, um mein mehrmaliges, helles Auflachen bei dieser Erinnerung gerechtfertigt zu finden. —

Ein Apfel, der hart bei mir niederfiel, brachte mich wieder zu mir und zur Gegenwart zurück.

„Halloh! — schrieen Stimmen, die schon ziemliche Trunkenheit verriethen, zu mir herauf — „Wer lacht denn da oben so flott? Vernünftiger wäre es wohl zu uns herunter zu kommen. Wir trinken ganz gemüthlich zusammen, und da muß der Lacher auch herbei." —

„Heute, meine Herren — war meine Antwort — lassen Sie den Flotten-Lacher allein. Da ich weder trinken noch lachen kann, so dürfte ich in Ihrem munteren Kreis nur stören."

„Aber zum Teufel! Sie haben ja eben erst laut gelacht?"

„Das, meine Herren, war ein ganz andres Lachen. Sie wissen, der Mensch muß oft vor Lachen weinen; warum soll man nicht auch vor Weinen lachen?" —

„Paperlapap! Man untersteht sich wohl gar uns auszulachen? Herunter! Vorwärts! Marsch! — — Was? man kommt noch nicht? Das ist Insubordination, auf Ehre! — Vorwärts, Kameraden! wir wollen die Festung stürmen. Nicht umsonst bin ich Feldwebel gewesen. Mecklenburger, Bruderherz; den Proviant nicht vernachlässigt, wir nehmen die Flaschen mit."

Ein schwerfälliges Klettern auf der Strickleiter ließ sich wahrnehmen, das aber plötzlich durch ein gewaltiges Poltern, Schreien, Stöhnen und Klingen von zerbrochenen Gläsern und Flaschen unterbrochen wurde. Der stürmende Feldwebel war hinunter und auf seine, mit dem Proviant nachziehenden Gefährten gefallen. „Ihr oben, — schrie er — ich glaube wahrhaftig, Ihr seid es nicht werth, mit ordentlichen Leuten zusammen zu trinken?" —

„Ich glaube es selbst, meine Herren, und bin Ihnen daher zu Dank verbunden, wenn Sie sich erst nicht heraufbemühen.“

„O nein! wir kommen, doch vorwärts!“ kommandirte wieder der Feldwebel. — Der durch den Lärm herbeigezogne Kapitän brachte die Leutchen endlich zur Ruhe, und sie taumelten in ihre Cojen. Lange nach Mitternacht erst suchte ich auch mein Lager auf. — Am anderen Morgen waren der Mecklenburger und Konsorten, gar sehr blaß und kleinlaut: sie hatten die Seekrankheit bereits durch gewaltigen Katzenjammer anticipirt. —

Es ist keineswegs meine Absicht, biographische Skizzen jämmtlicher Auswandrer auf unsrem Schiffe — wir waren nahe an dreihundert — zu geben: wiewohl man auf einer Seefahrt von mehr wie sechs Wochen jeden Einzelnen kennen lernt, und jeder Auswandrer seine Person und seine Schicksale für wichtig genug hält, um sich des Breiteren darüber auszulassen. Dagegen halte ich es für angemessen, eine Reihe von Personen vorzuführen, die gewissermaßen Einblicke in die Verschiedenheiten zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten, besonders aber in Betreff der Eingangs erwähnten Absicht, gewähren. So muß ich von dem Mecklenburger hier nur noch mittheilen, daß er nicht blos die von seinem Vater eigens zu diesem Zwecke niedergelegte Summe während der Fahrt richtig vertrunken, sondern noch außerdem bei der Landung eine kleine Rechnung für diverse Flüssigkeiten zu berichtigen hatte. — Darauf kleidete er sich ziemlich abenteuerlich an; namentlich sollte ihm ein brauner, breitkrämpiger Hut mit Feder, den er in Hamburg deshalb noch gekauft, einen gewissen Respekt in den Augen der Amerikaner verschaffen; — steckte eine mit Empfehlungen reich und auch mit einem Wechsel versehene Brieftasche ein, und stieg ans Land.

Schon nach einigen Tagen war er, der bis jetzt immer das große Wort geführt, ziemlich kleinlaut, schimpfte nur noch auf Empfehlungen und auf Yankees gewordene Deutsche, und

ging zu der **deutschen** Gesellschaft für die Auswanderer wegen eines Unterkommens. Hier wurden ihm einige Dollars abgenommen, und ihm in Bälde eine Inspektorstelle auf einer bedeutenden Farm — er war Oekonom, wiewohl bis jetzt kein sehr ökonomischer — in Aussicht gestellt. Nachdem er eine Zeit lang, aber vergebens hierauf gewartet, jetzt aber wirklich sehr eingeschränkt und wirthschaftlich gelebt hatte, entschloß er sich, als Arbeiter bei einem deutschen Farmer einzutreten. Dieser, selbst erst einige Jahre in Amerika, führte einen Namen, der von früher aus der zweiten Kammer eines bedeutenden deutschen Staates ziemlich bekannt war.

Die früher oft ausgesprochenen Ansichten über Volksbeglückung hinderten den ehemaligen Volksvertreter aber nicht, den der Verhältnisse unkundigen Landsmann für vier Dollars monatlich bei freier Station zu engagiren, wo der Amerikaner oft noch mehr wie das Dreifache zahlt.

Einmal nur noch traf ich seitdem wieder mit dem Mecklenburger zusammen, der aber gar sehr reducirt aussah. Er war wieder von dem Farmer abgegangen; Behandlung und Kost und die ganze Wirthschaft wären — wie er mir sagte — zu schlecht gewesen. — „Aber für so niederträchtig hätte ich — fuhr er fort — den Menschen doch nicht gehalten! — Denken Sie sich, bei Auszahlung meines Lohnes hat er mir eine falsche Dollarbill — Schein — gegeben, die er jetzt nicht wiedernehmen will!" —

Den Mecklenburger habe ich nicht wieder gesehen und weiß nicht, ob er weiter ins Land oder wieder zurück nach Europa gegangen sein mag. Geld hatte er noch, da er zum Glück auf Anrathen eines ehrlichen Bekannten seinen Wechsel noch nicht erhoben hatte.

Dem Farmer aber, der mit zu den über Amerika schreibenden Deutschen gehört, gelang es nach einiger Zeit im Vereine mit einer ganzen Gesellschaft, seine zwar sehr romantische, aber schlecht situirte und sterile Farm in Baulots —

Bauplätze — auszulegen, die zumeist an der Verhältnisse unkundige Deutsche zu enormen Preisen verkauft werden. Er nahm wieder eine schon früher innegehabte Stellung als Mitarbeiter und Redakteur bei einer der bekanntesten deutsch-amerikanischen Zeitungen an, und mit Hilfe dieses Blattes und seiner Collegen gelang die weniger ehren-, wie vortheilhafte Spekulation vollkommen.

---

3. Alt-Lutheraner.

Zwei Familien Alt-Lutheraner aus Schlesien waren auch auf dem Schiffe. Die eine aus eilf erwachsenen Personen — ein Vater, ein wahrer Patriarch, und zehn Kinder — bestehend, schien sehr wohlhabend; die andre: ein Ehepaar und vier Kinder verschiedenen Alters, dagegen ärmlich und in einer gewißen Abhängigkeit von der erstern zu sein. Wir wurden bald bekannt, und der Patriarch äußerte eines Tages: „Es wundert mich sehr, daß ihre Glaubensgenossen aus Schlesien nicht in größerer Anzahl nach Amerika gehen. Ich kann es Ihnen schwarz auf weiß zeigen, schon im Jahre 1848 sind sie aufmerksam gemacht worden, und es ist ziemlich Alles so gekommen, wie es hier steht. „Da sehen Sie selbst!“ — Er öffnete ein Buch, das er früher gelesen; es war eine Zeitschrift: Der Rosenberg-Creutzburger Telegraph von 1848; und in No. 81 vom 28. November 1848 endete ein größrer Artikel in der That mit folgenden Worten: „Gewöhnet — Ihr Glaubens- und Schicksalsgenossen — den Blick nach dem fernen Westen hin, und macht Euch mit dem Gedanken einer allgemeinen Auswandrung vertraut. Im freien Amerika scheint auch uns die Sonne der Freiheit!“ —

Ich antwortete den Umständen gemäß, wie Manche häufig aus Gewohnheit in Verhältnissen verharren, die Andere unerträglich finden, und wieder Manche aus Verändrungslust aus

günstiger Stellung scheiden; — und ergriff dabei die Gelegenheit, ihn nach dem Grund zu fragen, der ihn, bei seinem vorgerückten Alter und bei seiner Wohlhabenheit, mit der zahlreichen Familie zum Auswandern bewogen.

Anfangs wollte er Religions = Verfolgung vorgeben; auf mein Entgegnen jedoch, daß dieß wohl früher der Fall gewesen, seit langen Jahren aber gegen Alt = Lutheraner aufgehöret habe, fuhr er heraus: Na, ich muß schon die Wahrheit sagen: die Schande hat mich fort getrieben. Einen Sohn, meinen armen Hannes, habe ich noch zurück lassen müssen; er sitzt im Zuchthause. Das hat meiner braven Alten auch das Leben gekostet, und mir keine Ruhe mehr zu Hause gelassen. Wenn man so über sechzig Jahr immer ein ehrlicher Mann gewesen, will man sich dann nicht von jedem Lump halb mitleidig und halb spöttisch ansehen, und hinterher noch nachwispern lassen, besonders wenn man sich ohne Schuld weiß. — Ich und meine Alte, wir hatten's uns wahrhaftig angelegen sein lassen, unsre Kinder in Gottesfurcht und Thäthigkeit zu erziehen. Sie können's hier bei den sechs Buben und vier Mädeln sehen; alle sind brave Menschen und gute Kinder. Und mein Hannes! der war schier der beste und bravste von Allen! Was hat der zusammen gearbeitet! Da haben sie ihn zu den Soldaten genommen, und wie er das erste Mal auf Urlaub nach Hause kam, da sah ich wohl, es war mein guter alter Hannes nicht mehr. Er ging in Kretscham, trank da Bier und Schnaps und fing Händel an. Ich wurde wild, meine Alte weinte, der Junge gelobte Besserung, und half auch wirklich während der Erntezeit fleißig bei der Arbeit mit, wie früher. Als der Urlaub aber abgelaufen war, und er zu seiner Garnison zurückkehren mußte, gab ich ihm beim Abschiede wohl gute Ermahnungen, aber kein Geld; zum Verlüdern braucht er keins. Er versprach wohl alles Gute und ging fort. Nach kurzer Zeit aber bekam ich vom Regimente einen großen Brief, da stand die ganze saubere Einbe-

scherung, leider Gottes! Der Hannes wäre unehrlich gewesen und sei deshalb ausgestoßen und zum Zuchthaus verurtheilt worden. — Ach, das war ein großes Unglück! — Meiner Alten hats das Herz gebrochen. Hinterher kam auch von Hannes ein Schreiben, worin er eingestand, daß er, um Schulden zu bezahlen, in der Trunkenheit von den Sachen seines Kameraden genommen und verkauft habe. — Da litt es mich nicht länger zu Hause. Von vielen Freunden Alt-Lutheraner, die vor langen Jahren nach Amerika gezogen waren, wußte ich, daß es ihnen in der neuen Heimath wohl ergehe; ein Käufer auf meine Wirthschaft war bald gefunden, und so ziehe ich jetzt mit meinen Kindern nach Wisconsin. —

„Und Hannes?" fragte ich.

„Dem armen Jungen habe ich eine Adresse zurück gelassen, wo er mich in Amerika erfragen kann. Kommt er, wenn er frei wird, nach, und will ein ordentlicher Mensch sein; dann soll er auch wieder in mir den Vater finden. Zu Hause aber konnte ich für ihn nichts mehr thun." —

Zu meinem Bedauern muß ich von diesem, dem Anscheine nach religiösen und gutmüthigen Manne der Wahrheit gemäß berichten, daß er bei der Ankunft in Amerika von seinem ärmeren Landsmann, dem er in Hamburg noch einige Thaler zum Passagegeld geliehen hatte, ein Gebette Betten fast mit Gewalt nahm und in Unfrieden schied. Er ging ohne Aufenthalt mit seinen Angehörigen nach Wisconsin, und habe ich nichts mehr von ihnen vernommen. Den anderen Alt-Lutheraner, der mit Frau und Familie in der Hafenstadt zurückbleiben mußte, habe ich später noch oft und in immer besseren Verhältnissen gesehen. Kaum nach einem Jahre hatten sie so viel gesammelt, daß sie den in Europa zurückgebliebenen ältesten Sohn, einen Maurer, nachkommen lassen konnten.

Derselbe hatte früher seine Ersparnisse zur Ueberfahrt der Eltern und Geschwister hergegeben, und trägt jetzt mit dazu

bei, den Wohlstand der höchst achtbaren Leute, die nun ganz glücklich und zufrieden leben, zu vermehren.

---

4 und 5. Der Feldwebel und sein Gefährte.

Das waren zwei sonderbare Bursche, die der ganzen neugierigen Schiffsgesellschaft Anfangs viel zu rathen aufgaben! — Man hätte sie für die besten Freunde halten sollen: sie hatten eine Cabin, — Kabinet in der ersten Cajüte — trugen auch die Kleider gemeinschaftlich, folgten einander mit wahrer Eifersucht auf Schritt und Tritt, — und dennoch gab es jeden Augenblick Krakeel zwischen ihnen. Spitze Worte und Blicke, abgebrochene Redensarten und Andeutungen hörten nicht auf; und man sah ihnen die große Anstrengung an, die sie gegenseitig hatten, um nicht in offenen Zank und Streit auszubrechen

Der Feldwebel, wir wollen ihn: Dreier nennen — sein wirklicher Name bezeichnete eine ähnliche geringfügige Münze, die aber seinem Werthe vollkommen entsprechen mochte — führte eine ziemlich strenge Aufsicht über seinen Gefährten, der nur als „Eduard" in der Schiffsliste figurirte. Letzterer schien ein gutmüthiger, schwacher und einfältiger Mann zu sein; der Feldwebel von allem diesem aber grade das Gegentheil. Schon in der ersten Nacht, als Beide mit dem Mecklenburger zusammen zechten, und der Feldwebel ebenfalls Wein und Bier geben ließ, wagte „Eduard" die Bemerkung: es dürfte wohl genug sein. — Auf die zornige Antwort des Feldwebels: „Ja, gesprochen, mehr wie genug, zuviel für Dich!" — wurde er ganz stille und trank weiter. — Zur Lektüre hatte er einige Räuber-Romane, die er wiederholentlich und eine Geschichte der Freiheitskriege, die er gar nicht las.

Nachdem wir einige Wochen auf dem Meere waren, wagte er endlich in Opposition gegen den sich immer mehr Uebergriffe erlaubenden Feldwebel auszubrechen, und begann eines

stürmischen Tages, von Seekrankheit, Heimweh, vielleicht auch ein Bischen von Angst und Gewissensbissen geplagt, ehrlich zu beichten.

Er und der Feldwebel waren Bürgersöhne zu B. —, und schon von der Schule her befreundet; um so mehr, als Eduard immer die Nachhilfe des geistig begabteren Freundes bei den Schularbeiten bedurfte und sie auch mit Muttergroschen und Leckereien ehrlich bezahlte.

Später waren sie freilich auseinander gekommen; Beide hatten geheirathet; Eduard die Fabrik — wie er ein etwas ausgedehnteres Gewerbe benannte — seines Vaters übernommen und sich anständig ernährt.

Die letzten politischen Ereignisse jedoch, die ihm manche Verluste brachten, führten ihn öfter nach dem Bierkeller und da wieder mit dem Jugendfreunde zusammen. Der war noch immer der alte lustige unterhaltende Geselle und immer im Keller zu treffen, wo sich Eduard auch bald täglich einige mal einfand.

Bald hatte der Freund ihm seine Besorgnisse abgefragt und ihm eine Flucht nach Amerika als Radikalmittel angerathen.

Der Feldwebel wußte soviel von Amerika zu erzählen und das Leben daselbst so lachend und verlockend auszumalen; die vielen Zusammenkünfte im Keller mochten der Fabrik wohl auch nicht förderlich sein; — daß Eduard sich endlich mit dem Gedanken auszuwandern bekannter machte. Das Einzige, was ihn noch abhielt, war die Scheu, so ganz allein nach dem fernen Welttheil zu gehen; aber auch da war der Feldwebel mit Aushilfe bei der Hand. Er wollte selbst mit nach Amerika; nur müßte der Freund ihm die Reisekosten vorschießen, die er drüben, wo es ihm gar nicht fehlen könnte, bald pünktlich zurückzahlen wolle.

Da jedoch in dieser Geld-Angelegenheit Eduards Gemüthlichkeit aufhörte, kam der Feldwebel mit andern Vorschlägen.

Er wies nach, wie Viele eigentlich eher nach Amerika gelaufen wie gegangen wären, und wie leicht es bei einem „ehrlichen Fabrikanten" anginge, ein hübsches Sümmchen mindestens in Waaren zusammen zu borgen; mit diesem Gelde könnte man in Amerika Alles beginnen und in kurzer Zeit ein sehr reicher Mann werden.

Dieser Plan war dem „ehrlichen Fabrikanten" schon zusagender, und nach einigem Bedenken engagirte er den Feldwebel zum Helfershelfer, dem er im Falle des Gelingens freie Ueberfahrt in der ersten Kajüte zusagte. — Die Vorbereitungen wurden schnell und so gut getroffen, daß Eduard von der Frankfurter Messe, wo er seine und die zusammengeborgten Waaren zu Gelde machte, anstatt nach Hause zu reisen, nach Hamburg eilte, und hier mit dem Feldwebel, der ihn bereits seit vierzehn Tagen erwartet und einstweilen auf seine Kosten gut gelebt hatte, sich einschiffte.

Daher das geheimnißvolle Dunkel um Eduard, daher seine Scheu anfangs vor dem Feldwebel, daher aber auch der spätere Zwiespalt mit ihm und die öftern Zwistigkeiten.

Eduard hatte eine hübsche Rolle Doppel Friedrichsd'ore bei sich, zu denen sich der Feldwebel, zum Theil wenigstens, auch berechtigt glaubte. —

Dem ehrlichen Fabrikanten war es nach diesen Geständnissen einer schönen Seele endlich wohler in „seinem eigenen Gerberfell"; er ließ sich in der Abschrift der Schiffspassagierliste, die der Kapitain bei der Ankunft im Hafen einreichen muß, mit seinem vollen Vor- und Zunamen eintragen, und hatte nun Muth, ungebührliche Anforderungen des Feldwebels abzuweisen.

Letzterer war klug genug, wieder gelindere Saiten aufzuziehen, und zweifle ich gar nicht, daß es ihm in der Hafenstadt noch gelang, sich einige Vortheile zu verschaffen. Gleich nach unserer Ankunft kam nämlich, scheinbar zufällig, ein wohlgekleideter Mann aufs Schiff, den der Feldwebel als alten

Bekannten begrüßte, und darauf mit ihm und Eduard ans Land ging. Dieser Mann war, wie ich später erfuhr, Agent eines deutschen Büreaus für Auswanderer, damit ist so ziemlich Alles — nur nichts Gutes — von ihm gesagt.

Der „ehrliche Fabrikant" soll weiter ins Land gezogen und, nach etwa einem Jahre, Frau und Familie ihm nachgekommen sein.

Mit dem Feldwebel traf ich nach längerer Zeit wieder zusammen. Er war modern und fein gekleidet, hatte eine goldne Uhr und Kette und erzählte mir viel von dem Trübsal, das er in der ersten Zeit erduldet, bis er endlich in einem Buchbindershop — Werkstatt — gute und dauernde Arbeit gefunden.

Die Angabe war richtig, und der Feldwebel, der schon zu Hause Buchbinder und Papparbeiter gewesen, — wie ich mit Vergnügen erfuhr, ein tüchtiger, fleißiger Arbeiter in Amerika geworden.

---

6. Das Ehepaar.

Auch das kurz vor Abgang des Schiffes angekommene Ehepaar, von dem die Frau noch in der ersten Kajüte, der Mann aber nur im Zwischendeck unterkommen konnte, gab den müßigen Auswanderern viel zu reden und zu manchen Konjecturen Veranlassung.

Die Frau schien eine gute Erziehung genossen zu haben: sie sprach mit den englischen und französischen Fischern, die im Kanal Fische aufs Schiff brachten, geläufig ihre Sprachen; der Mann aber, trotz seiner großen Gesprächigkeit, nur einen Jargon, der gleich den Eingebornen der Metropolis des Staates der Intelligenz in ihm erkennen ließ.

Andere technische Ausdrücke verriethen den Jünger Merkurs, der hinterm Ladentisch Zucker abgewogen und Syrup

gemessen, aber auch im Gebiete der praktischen Chemie, namentlich im Bereich eines „steifen Irochs" und eines „jöttlichen, meergrünen Punsches" bedeutende Kenntnisse erlangt hatte.

Diese verschiedenen Thätigkeiten mochten auch die verschiedenen Karakterrichtungen des Mannes ausgebildet haben, der, wie viele seiner Landsleute, zumeist wohl sehr unangenehm süßlich, zuweilen aber eben so unangenehm bramarbasirend, ein ganzer Held und voll Kampf- oder vielmehr Prügellust war.

Von diesem Allen konnte man jedoch in den ersten Tagen nur wenig gewahr werden, da diese Leutchen nur sich, das heißt, dem mitgenommenen Mundvorrath lebten. —

Erst als dieser etwa nach acht Tagen zu Ende ging, erzählte Herr Louis — so war der Taufname des Mannes; konnte er auch anders heißen? — mit trübseligem Lächeln und fortwährendem Mundwischen von den genossenen Herrlichkeiten.

Ich bedauere es sehr, die Anzahl der Schinken, geräucherten Gänse, Würste, Kruken mit eingemachten und eingelegten Früchten und Kuchen, die er mit Hilfe seiner Ehehälfte in dieser kurzen Zeit vertilgt haben wollte, nicht angeben zu können; sie war aber so enorm, daß zwei Eßkünstler, die täglich am Kapitänstisch ebenfalls Außerordentliches leisteten, ihn geradezu der Aufschneiderei und Lüge bezüchtigten.

Er berief sich tiefgekränkt auf das Zeugniß seiner Frau, die, mit einigem Erröthen, die volle Wahrheit anerkannte.

„Wir, namentlich mein Männchen — sagte sie selbstentschuldigend — hatten gesegneten Appetit, aber auch guten Grund dazu: die letzten Tage vor unserer Abreise gab es so viel zu thun, daß wir kaum essen konnten."

„Das will ich jlauben! — fiel er triumphirend ein — Sehen Sie, zwei Jeschäfte schnell auszuverkaufen, das jeht nicht so leicht. Da habe ich die liebe Jottesjabe, die so halb

umsonst wegjejangen wäre, lieber injepackt und mitjenommen. Leider Jottes, war es nur zu wenig. Was werde ich jetzt machen? — Bei der Zwischendeckskost bin ich ja ärger daran wie die Maus in der Sakristei!“ So arg kam es denn nicht. Die treue Gattin fand trotz ihres eignen gesegneten Appetits noch immer Gelegenheit und freundnachbarliche Aushilfe, um von des Kapitäns Tisch bedeutende Quantitäten Braten, Fisch, Käse und Pudding verschwinden zu lassen und nach jeder Mahlzeit ihrem draußen harrenden Gemahl zuzuführen. Derselbe hatte auch nicht verabsäumt, mit dem Schiffskoch eine, wie ich gar nicht zweifle, für beide Theile sehr ersprießliche intime Freundschaft zu schließen, die schon wegen des allabendlich benöthigten heißen Wassers zu den chemischen Arbeiten nothwendig und von der Klugheit geboten war. —

Die Frau hatte aus ihrem Leben Manches mitgetheilt. Als Tochter reicher Eltern hatte sie in einer Anstalt eine sogenannte gute Erziehung genossen. Nach dem Ableben ihrer Mutter und der Wiederverheirathung ihres Vaters hatte sie, da sie mit der Stiefmutter sich nicht vertragen konnte, als Erzieherin in mehreren vornehmen Häusern gelebt. Auch in dieser Stellung gab es des Unangenehmen genug, und sie gab daher den Bewerbungen ihres Mannes, der im Besitz eines schönen, eingerichteten Geschäfts war, gern nach und reichte ihm ihre Hand. „Seine Bildung ist freilich nur die gewöhnliche eines Kaufmannes, dagegen aber hat er ein kindsgutes Herz,“ — sagte sie, mehr zu seiner wie zu ihrer Entschuldigung. —

Ob nun die Gewohnheiten, die sie aus den vornehmen Häusern mitgebracht, dem Geschäfte nicht günstig gewesen, ob Anderes nachtheilig eingewirkt, wurde nicht ausgesprochen.

Jedenfalls war manche „vornehme Gewohnheit“ der Frau noch geblieben. So, zum Beispiel, hatte sie trotz der eiligen Abreise nicht vergessen, Spielkarten mitzunehmen und immer Lust, ein Spielchen, mindestens eine Partie Whist, zu machen. Da dies jedoch nur selten zu Stande kam, so machte sie sich

wenigstens oft den Spaß, Jedem, der nur herhalten wollte, die Karte zu schlagen, und schien in dieser geheimnißvollen Kunst eine hohe Wissenschaft erlangt zu haben. —

Kaum waren wir in Amerika angelangt, als auch schon einige Männer auf's Schiff kamen und sich angelegentlich nach Herrn Louis erkundigten. Derselbe war aber auf eine eben so schnelle wie räthselhafte Weise, mit Zurücklassung seiner Frau, verschwunden. Diese erzählte, wie schlechte Menschen bereits durch früher angekommene Dampfschiffe den Namen ihres Mannes und den des Schiffes, auf welchem sie die Reise unternommen, nach Amerika angezeigt und auf seine Verhaftung angetragen hätten; er habe jedoch gar nichts verbrochen und nur bei seiner schleunigen Abreise einige Wechselschulden zu bezahlen vergessen.

Nach einigen Tagen kam der Mann wieder zum Vorschein, nachdem den Leuten eine anständige Summe zur Einigung gezahlt worden war.

Wie ich später das Leben und die Gesetze in Amerika kennen gelernt habe, glaube ich nicht, daß bei irgend einem Gerichtshof der Arrest nachgesucht, noch auch von einem aufgegeben werden konnte; noch weniger, daß die Gläubiger in Europa je einen Heller von dieser Abfindungssumme zu Gesichte bekommen; — wahrscheinlich hatten ältere, gewandte deutsche Betrüger vom Raube des einfältigen Ankömmlings sich den Fuchsantheil geholt.

Herr Louis kaufte darauf einen Groceryſtore — Materialladen — wobei er, wie er versicherte, den Verkäufer, einen Amerikaner, der „von das Jeschäft nicht das Iringste versteht," gewaltig über's Ohr gehauen und einen sehr guten Kauf gemacht hatte. Schon nach wenigen Wochen wurde jedoch der Laden dem Verkäufer und mit einem bedeutenden Verlust zurückgegeben.

Herr Louis mußte nach solchen Anstrengungen sich ein Bischen erholen, und die Frau übernahm es jetzt, für den

Erwerb zu sorgen. Sie etablirte sich als Fortune teller — Wahrsagerin, Kartenlegerin — wobei ihr die in den vornehmen Häusern erlernte Kunst des Kartenlegens zu Statten kam und reussirte damit gar sehr. Die gehabten Verluste waren bald ausgeglichen und ein ruhiger, bequemer und reichlicher Erwerb schien gesichert. Ein edler, kühner Ehrgeiz jedoch zog das Ehepaar nach New-Orleans und weiter nach dem Süden, wo, eingegangenen Nachrichten zufolge, „Fragen an das Schicksal" besonders gut honorirt werden sollten.

---

7. Hinter-Pommern.

Als Zwischendeck-Passagiere waren auch zehn Personen aus einem Dorfe Hinter-Pommerns, die unter Leitung ihres ehemaligen Schulzen und Dorf-Orakels auswanderten.

Der Anführer war ein kräftig gebauter, rüstiger Mann mit wahrem Stiernacken und Kopf, schien aber auch letzteren in anderm Sinne zu haben. — Bei den häufig im Gespräch vorgeführten Fällen, wie Deutsche in Amerika betrogen werden, zwinkerte er stolz lächelnd seinem Gefolge zu, das, wieder vollkommen beruhigt, einander anblickte, gleichsam sagend: unter solchem Führer sind wir ohne Furcht! —

Die Scene änderte sich aber plötzlich bei Erwähnung der Gaunereien, die schon in Deutschland durch Verkauf der Passagierbillete für die Weiterfahrt in's Innere Amerika's verübt werden. Die verschiedenen Handbücher und Wegweiser wußten gar Vieles, aber wenig Erbauliches davon zu erzählen. Da hätte man die ängstlichen Mienen der armen Pommeraner ansehen sollen! Sie wisperten lange mit ihrem Oberhaupt, das endlich von ihnen gedrängt, halb unwillig, halb ängstlich sich mit in's Gespräch mischte. „Wer fürsichtig ist — fing er an — braucht sich deshalb auch in Deutschland, wenn er da

welche kauft, nicht betrügen zu lassen, und kann bei der Ankunft ohne kostspieligen Aufenthalt gleich weiter. Ich hab' für uns in Hamburg auch solche Billjeter gekauft, aber solche genau geprüft, bevor ich die Hälfte Aufgeld gegeben; die seien gewiß ächt!" —

Er nahm eine schmutzige Brieftasche und aus derselben ein versiegeltes Couvert heraus: „Da is es, und noch eingesiegelt! auch nur immer für je zwei Personen ein Billjet. Der Herr Direktor in Hamburg hat's aus Vorsicht gethan, der vielen Spitzbuben wegen, die da sind." —

Die Adresse auf dem Couvert zeigte einen Namen, gegen den Fleischmann in seinem „Auswanderungsbuch" ausdrücklich warnte. Dies, und das von Jedermann für sonderbar erklärte Versiegeln des Couverts ließ endlich auch in dem ehemaligen Schulzen aus Hinter-Pommern die Ahnung eines vielleicht verübten Betruges aufsteigen.

Den Rath, sich Gewißheit zu verschaffen und ein Couvert zu erbrechen, wies er zuerst zurück: „Der Herr Direktor — der betrügerische Agent in Hamburg hatte sich als Direktor einer Auswanderungsgesellschaft gerirt — hat uns ausdrücklich gewarnt, das Schreiben unerbrochen nach Amerika zu bringen, wir könnten sonst Verlust haben." —

Mit vieler Mühe wurde ihm von den Kajüten-Passagieren das Verdächtige dieser Weisung klar gemacht, und er entschloß sich endlich, von dem Kapitän, gegen dessen Bescheinigung, ein Couvert erbrechen zu lassen. — Dieser aber, ein sonst braver und gefälliger Mann, wies jede Einmischung hierbei entschieden zurück. „Ich habe ohnedies Mühe genug — meinte er — mir das Loafer- und Runner-Volk — Vagabonden und Gauner — drüben vom Halse zu halten, weil ich nicht mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen will, die armen Einwanderer auszusaugen; — ihnen aber entschieden entgegenzutreten, darf ich, der ich als Kapitän eines Packetboats einigemal des Jahres da bin, nicht wagen." Später warnte

er auch die Kajüten-Passagiere, sich in diese Angelegenheit nicht zu mischen, oder wenigstens nicht offen dagegen aufzutreten: es könnte üble Folgen haben.

Mittlerweile kamen noch Viele mit dergleichen oder ähnlichen Billeten. Manche waren von ihren Wirthen in Hamburg, unter dem Vorgeben, ihnen billige und echte Billets zu verschaffen, zu Agenten nach Altona geführt worden.

Der Dorfschulze löste endlich das Siegel seines Couverts, darin war ein gedruckter Zettel:

American. Eisenbahn- und Dampfschiff-
Emigrant-Passage-Billet für die Sommer-
monate.

No. 55. Hamburg, Juli . . . .

Den Inhaber dieses . . . . . . und Familie, bestehend
in 2 Erwachsenen,
1 Kind unter 3 Jahr, } drei Personen, zwei volle Passagiere
wollen Sie vermittelst Eisenbahn gegen Zahlung von 9 Dollar 50 Cent. von New-York nach Milwauki in Wisconsin befördern.

Herrn . . . . Namensunterschrift.

Des bereits in Hamburg gezahlten Aufgeldes von 9 Dollar 50 Cent., das noch obendrein mit 15 Thlr. Preuß. Cour. berechnet wurde, — wie auch des sämmtlichen Gepäckes der Auswanderer, das ausdrücklich bei diesem Preise als frei mitbedungen gewesen sein soll, war mit keinem Worte gedacht.

Einige Kajüten-Passagiere nahmen vorstehende Abschrift und besprachen sich, gleich nach ihrer Ankunft in Amerika, einer deutschen Auswanderer-Zeitung dieses Alles zur Veröffentlichung mitzutheilen. Der Schulze protestirte aber ganz entschieden dagegen: „Bin ich wirklich betrogen worden, da kann man meinetwegen Andre auch betrügen. Und meinen Namen, den lasse ich erst gar nicht dabei nennen: das ganze Dorf würde mich ja auslachen, und vollends der Meister Schmied, der war mir immer neidisch und ein bitterböser Nachbar gewesen." —

Um den Betrogenen vielleicht zur freien Fracht des Gepäckes zu verhelfen, verabredeten Einige mit ihnen zu versuchen, ob sie unterm Vorgeben, daß sie ebenfalls weiter ins Land reisen wollen, von der Agentur die Fahrt für denselben Preis, einschließlich des Gepäckes, erlangen könnten.

Diese Personen traten auch wirklich hinzu, nachdem die Quarantäne passirt, und aus mehreren Boten eine ganze Menge Loafer und Runner-Harpyen aufs Schiff stiegen, die sogleich die Namen ihrer Opfer, die das Dampfschiff schon früher angezeigt, anriefen; — der Schulze hatte aber schon die Verabredung verrathen, — ob aus Böswilligkeit oder aus Dummheit, ist ungewiß — und nur mit genauer Noth entgingen diese gutmüthigen Leute einem thätlichen Angriff des Gesindels, die Schmähungen derselben ruhig einsteckend. Letztre waren in einer seltnen Auswahl der verschiedenartigsten klassischsten Schimpfwörter deutscher Zunge, wie sie nur mit großer Mühe deutscher Professoren Fleiß aus allen Gauen des eben verlassenen Vaterlandes hätte zusammen tragen können; und so hatte man nächst der Freude, auch hier Landsleute zu finden, noch den Trost: wenigstens nicht von A m e r i k a gleich bei der Ankunft unfreundlich begrüßt worden zu sein. — Mir gewährte es noch eine besondere Beruhigung, unter diesem Gesindel keinen Juden — mir nicht bloß durch lange Nase und schwarze Haare kenntlich — wahrzunehmen.

Selbst von Deutschen „christlichen Glaubens“ hörte ich später die bestätigende Anerkennung: nie bei diesen Banditen einen Juden getroffen zu haben. —

Der Schulze und seine Gesellschaft verließen gleich darauf das Schiff, und ich habe später nie mehr von ihnen gehört.

---

8. und 9. Der alte Candidat und die schneeweiße Taube.

In der zweiten Kajüte war unter anderen ein an Jahren ziemlich vorgerücktes Paar, das durch eine gewisse Würde, Steifheit und Herbigkeit den Stand der Gottesgelahrtheit an der Stirn trug, und das wirklich die Schiffsliste als Pastor... und Frau anführte. Sie sprachen Anfangs nur selten und leise und immer sehr salbungsvoll zu ihren Kajütengenossen, dagegen aber sehr viel und zärtlich mit einander.

Aber schon nach etwa einer Woche war mit dem Manne eine merkwürdige Veränderung vorgegangen. Er hatte eine große Tabackspfeife zum Vorschein gebracht und gab den Vorstellungen seiner Dame, daß ihr der Tabacksdampf schädlich sei, nur so weit nach, daß er sich zu andrer Gesellschaft hielt.

Dort wurden bald einige Fläschchen Porter und Wein geleert, alte Burschenlieder angestimmt, schlechte Witze erzählt und Luftschlösser für die Zukunft gemacht, und bei dem Allen war es Ehrenpastor, der die andern Alle laut überschrie. Die zum Beginn sanften Vorstellungen der Frau wies er schon barsch genug ab; noch erbitterter aber wurde er, als sie, die in kluger Vorsicht die Kasse unter sich hatte, ihm die Mittel zur Befriedigung seiner Rauch- und Trinklust kärglicher zukommen ließ. — Dies veranlaßte seine Gesellschaft, die ihn nun oft regaliren mußte, über seine Abhängigkeit von der Frau zu spötteln und zu necken; bis er einmal, von Wein und Witzeleien gereizt, mit folgenden Mittheilungen, freilich oft von Trinken unterbrochen, herausfuhr: „denkt Ihr denn wirklich „diese schneeweiße Taube" sei meine Frau? — Sie „ist das so wenig, wie ich Pastor; und es ist endlich wohl „Zeit, die heilige Maske abzuwerfen."

„Vor langen, langen Jahren, als ich nach vollendeten Studien als Hofmeister zu den Söhnen einer hochadligen

Familie nach Preußen kam, war sie, die Gouvernante der Fräuleins in demselben Hause, freilich ein schmuckes Mädchen. — Gleiche Verhältnisse, gleiche Schicksale, gleiche Zurücksetzungen und Kränkungen führten uns gar schnell einander zu, und wir versprachen uns Liebe und Treue fürs ganze Leben. — Hätte ich damals eine Pastorstelle bekommen können, dann freilich wäre es anders geworden. — Ich hätte gewiß jeden Sonntag eine solche Predigt den Bauern gehalten, wie nur irgend ein Gotteswort- und Amtsbruder, und mein — damals noch nicht bis zu den Haaren — schneeweißes Täubchen, als Pastorin im Wirthschaften und Sparen ihres Gleichen so bald nicht gefunden. — Ihr wisset ja aber, wie viele Candidaten ihr nicht candirtes Leben ewig in der Candidatur zubringen, ohne eine Pastorstelle zu erhaschen, zu erschnappen, zu erkriechen: mir ging es auch so. Im Anfange gab ich mir viel Mühe. Ich wäre gern candid geblieben, und mein Täubchen war auch stark hinter mir her; es wollte mir aber nirgends gelingen. Als nun gar unsere Zöglinge groß wurden, kamen wir ganz aus einander. Sie zog als Gouvernante weit fort nach einer andern Gegend, ich dagegen, den der alte Herr bei seinen Jagden, bei seinen Gesellschaften lieb gewonnen, blieb als Secretair, als Vorleser, als Gesellschafter, kurz: als Müssiggänger zurück."

„Zuerst schrieben wir uns sehr oft und sehr lange Briefe; allmälig wurden sie immer seltner und kürzer. Die meiste Schuld trug ich wohl hierbei; ich muß gestehen, ich war immer älter und bequemer geworden. Von ihr wurde ich regelmäßig noch zu Weihnachten reichlich beschenkt; auch zeigte sie mir jedesmal getreulich ihre Adressen an, wenn sie Stelle und Wohnort wechselte, was im Verlaufe der Jahre einige mal vorkam."

„Vor einiger Zeit zeigte sie mir aus D . . . . g an, sie habe das Wanderleben als Gouvernante aufgegeben und sei nun bei einem Mädchen-Erziehungs-Institut fest und ziem-

lich vortheilhaft als Lehrerin angestellt. Zugleich machte sie mich aufmerksam, daß ich auch als Lehrer da ankommen könnte; und sprach zum Schluße von ihren Ersparnissen, die zu einer bescheidenen Einrichtung wohl mehr als hinreichend wären.“ —

„Hol' mich der Teufel! die alte Flamme fing ordentlich an in mir wieder aufzulohen. — Der alte Herr war auch gestorben; mein ehemaliger Zögling, der jetzige Besitzer, im Staatsdienst und daher nur selten auf den Gütern: ich aß, so zu sagen, das Gnadenbrot.“

„Es wurde mir daher weder schwer abzugehen, noch auch den Abschied zu bekommen, und mit einem ziemlichen Sümmchen in der Tasche machte ich mich auf den Weg. Wie war aber in der Welt Alles anders geworden! Ich fand mich nirgends mehr zurecht; höchstens war ich noch, wenn ich als bemoostes Haupt in lustiger Gesellschaft mich bewegte, an meinem Platze.“

„Ich hoffte von diesem Anhaltepunkte wieder allmälig ins Gleis hineinzukommen, dehnte meine Reise aus und suchte, wo es nur anging, fröhliche Kreise; dabei kam ich aber nur um mein Geld und so ziemlich mit dem letzten Groschen in D . . . . g an.“

„Unser erstes Wiedersehen war keineswegs besonders erfreulich: wir fanden uns Beide sehr und nicht zu unsrem Vortheil verändert. Zum Lehrer, das sah ich wohl ein, taugte ich nicht mehr; das sagte ich ihr auch geradezu. Was aber nun anfangen? — Bald wollte ich aufs Gut zurück, mich da der Landwirthschaft widmen und so nützlich machen, bald wieder kam mir der Gedanke ein, nach Amerika zu gehen; da fing sie Feuer. — Ja, rief sie aus — nach Amerika wollen wir gehen, und dort ein neues Leben beginnen! — Mit vieler Gewandheit machte sie sich unter dem Vorgeben, einer plötzlich nothwendig gewordenen, langwährenden Reise in Familien-Angelegenheiten — ja! ja! ja! — aus dem bis-

herigen Verhältnissen los, verkaufte Alles so gut es anging und folgte mir bald nach der Hafenstadt, wohin sie mich, in aller Eile und Stille vorausgeschickt hatte.“ —

„In Europa sich mit mir trauen zu lassen, hielt sie eine gewisse Schaam zurück; wir warten also schon bis wir nach Amerika kommen. Da kaufen wir uns mit ihrem Gelde an, und da ist es noch immer Zeit, wie die Tauben an Wasserquellen zu leben. Jetzt aber bin ich und lebe ich noch als ein „fröhlicher Junggesell.“ — Die letzten Worte hatte er der indessen herankommenden Gefährtin zugerufen.

Zur Belohnung für diesen Witz griff er nach dem Glase, seine Gesellschaft ebenfalls, und unter lautem Jubel und Lachen wurde der Toast ausgebracht: die schneeweiße Taube soll leben! — Diese aber lief schaamroth nach der Kajüte zurück.

Wie zärtlich sie auch später den, in Folge der Schlemmerei wohl zumeist erkrankten Bräutigam — so muß er ja nun genannt werden — pflegte, bald nach seiner Herstellung verfiel er wieder in sein früheres Leben. Immer neue Ansiedlungs-Pläne wurden mit den Trinkgenossen bei der Flasche besprochen. — Die öfteren und dringenden Vorstellungen der Braut gaben zu Ehestandsscenen Veranlassung, bei welchen einmal der Bräutigam eher an seine ehemalige Hofmeister-Thätigkeit, wie an die zarte Rücksicht, die ein Amerikaner einer Lady widmet, denken mochte. — —

Das arme Mädchen, aufs Aeußerste gebracht, vermaß sich hoch und theuer, von ihm Nichts mehr wissen zu wollen; nichts desto weniger zog sie gleich nach der Ankunft in Amerika mit ihm weiter. Von der Trinkgesellschaft, die ich in Kürze hier folgen lasse, soll nur der „gnädige Herr“ mitgegangen sein.

---

10. Der gnädige Herr.

Diesen Titel bekam von der ganzen Schiffsgesellschaft ein junger, schlanker Mann von ächt militärischer Haltung und eleganten Manieren, der unter bürgerlichem Namen im Zwischendeck die Reise mitmachte.

In den ersten Tagen hatte er sich sehr zurückgezogen und nur zu einem jungen Polen, mit dem er seine Muttersprache redete, gehalten; für diesen auch, wie er später erzählte, die Ueberfahrt gezahlt, um gleich drüben, wo er sich ansiedeln wollte, einen tüchtigen Arbeiter eigen zu haben.

Die Kolonisationspläne, mehr vielleicht noch die Trinkgesellschaft des Candidaten waren für den „gnädigen Herrn" so anziehend, daß er ihnen eifrig beitrat, und auch in diesem Kreise sein strenges Incognito ein Bischen lüftete. Er wollte von vornehmer Geburt und Offizier, und in Folge eines Duells, in dem er seinen Obersten erschossen, zur Flucht genöthigt sein.

Die Wahrheit dieser Angaben wurde vielfach bezweifelt; doch waren sie nicht ganz unwahrscheinlich, wenn man sie mit gewissen noblen Passionen und mancherlei Aeußerungen des „gnädigen Herrn" zusammen stellte.

So fuhr er zum Beispiel ganz wüthend auf, als von Duellen und von dem Unterschied in der Bestrafung zwischen Militär- und Civilpersonen gesprochen wurde, und Jemand darüber äußerte: Das ist ja ein wahres Mordprivilegium! — und drohte: Ich werde Sie deshalb zur Rechenschaft ziehen! —

Bei seinen Ansiedelungsträumen spielte zumeist der Süden Amerika's mit seinen Sklaven eine Hauptrolle; zuweilen fühlte er sich auch zu den Mormonen hingezogen.

Mit Geld schien er reichlich versehen und geneigt, Alles zu kaufen, was ihm gefiel. Er hatte eine Menge verschiedener, ganz unnützer Dinge in Hamburg zusammengekauft, auch Wagen, und dabei einige Doppelgewehre, zu sehr hohen Preisen. —

Der Pole, den er zu eigen zu haben glaubte, fühlte sich zu einigen Deutschböhmen, die auf dem Schiffe waren und sich mit ihm unterhalten konnten, mehr hingezogen und blieb auch bei ihnen. Wie es mit der ausgelegten freien Passage, oder mit der Abrechnung deshalb geworden, habe ich weiter nicht erfahren.

---

11. Zwei Deutsch-Franzosen.

Zumeist wohl des Trinkens wegen hielten sich zu dieser Gesellschaft auch zwei junge Leute aus der zweiten Kajüte, die im nüchternen Zustande nur für Franzosen gelten wollten, in der Trunkenheit aber geläufig Deutsch sprachen und Rheinbaiern als ihr Vaterland angaben.

Gegen ihr Franzosenthum stritt schon ihr germanischer Judenhaß, der sich anfänglich thätlich kundgeben wollte; später aber nur noch durch Mauschelen, nach Gassenbubenart, äußerte.

Beide junge Leute, die bisher der Handlung oblagen, wollten nun auch in Amerika den Boden bebauen.

Es muß ihnen damit aber nicht ganz Ernst gewesen sein. Nach einiger Zeit traf ich den Einen in einem amerikanischen Fort: er war Soldat; den Andern aber später als Clerk — Handlungsdiener — bei einem jüdischen Kaufmann.

---

12. Der Einnehmer.

Bei der Trinkgesellschaft führte auch ein untersetzter, ältlicher Mann mit pfiffigem Gaunergesicht das große demokratische Wort, der durch öftere „Schauen's“ und „Holter“ und andere Provinzialismen bald sein Vaterland verrieth.

Durch die Deutschböhmen, die den Mann genau kannten, erfuhr man, daß er im Staatsdienst gewesen, Defecte gemacht und beim Davonlaufen eine Kasse mitgenommen habe. Eine Anspielung hierauf brachte ihn gar sehr in Harnisch, und er schimpfte maßlos auf die verleumderischen Verräther.

„Da hat gewiß das verdammte Gesindel gepowidlat!“ — schrie er. „Da können's sehn, was die deutsche Leut' niederträchtig seien! — Zu Haus da haben's mir die Hand geküßt und mich nur immer Herr Einnehmer oder Eure Gnoden genannt; und hier grüßen's mich kaum; nennen mich nur beim Namen schlechtweg, und nun sagen's gar noch verd—e Lügen.“

„Mit einer Kasse bin ich nicht durchgegangen, dafür wurde schon gesorgt; ich hab' mir nur, weil ich's gar nicht mehr aushalten gekonnt, etwas Reisegeld genommen. Das habe ich wenigstens vor den übrigen Spitzbuben in Sicherheit gebracht!“ —

Der Mann zog übrigens nicht weiter ins Innere; er etablirte, oder übernahm, gleich nach der Ankunft in Amerika einen Bierkeller.

---

13. Der Deutsch-Amerikaner.

Zu diesem Kreise ist, wiewohl nur uneigentlich, ein Deutsch-Amerikaner noch zu zählen. Derselbe hatte schon lange Jahre in Amerika, im Staate O h i o gelebt und daselbst auch ein, wie er sagte, großartiges Geschäft, das während seiner Abwesenheit seine Leute versehen.

Er war nur nach Europa gegangen, um seine Verlobte zu heirathen, und kehrte jetzt mit seiner jungen Frau nach der neuen Heimath zurück.

Daß dies zu Segelschiff und in der zweiten Kajüte ge-

schah, konnte gerade nicht zur Bestätigung des großen Vermögens und Geschäftshauses, mit dem er oft prahlte, dienen.

Wie es schien, hatte er Absichten, die Ansiedlungslustigen unterzubringen. Er erzählte ihnen viel von seiner Farm, wie billig das Land noch in der Nähe sei, wie aber der Deutsche, wenn er nicht Jemand zur Seite habe, der zuverlässig und der Verhältnisse kundig sei, arg betrogen werde.

Vielleicht hatte er selbst den guten Willen, diesen Akt der Menschenfreundschaft bei seinen Landsleuten auszuführen; aber — der Mensch denkt und das Schicksal lenkt! —

Bei der Visitation seines Koffers von Seiten des amerikanischen Customhouseofficers — Zollbeamten — fanden sich einige ganze Stücke seidener Stoffe, wiewohl er zuvor versichert hatte, nichts Steuerbares bei sich zu führen. Er schob nun schnell seine Frau vor, die als Fremde der Gesetze unkundig, den seidenen Stoff, da sie die Kleider daraus nicht fertig bekommen konnte, ungemacht und ohne sein Wissen mitgenommen.

Der Beamte lächelte über den Einfall der jungen Frau, von einer Farbe so viel seidene Kleider haben zu wollen, wie aus einem ganzen Stücke gemacht werden können; — war aber artig genug, es zu glauben und die Waaren nicht zu confisciren.

Versteuert mußten sie jedoch werden; — irre ich nicht, mit vierzig Procent vom Werthe — und gab es noch obendrein sehr viel Mühe und Zeitversäumniß dabei.

Mittlerweile hatten sich die Andern fort und auf den Weg gemacht.

---

14. Der Freiherr.

In der zweiten Kajüte war auch ein Passagier, fast noch Knabe, der den Namen von der L. — einer bekannten alten adeligen Familie angehörig — führte.

Es war ein zarter, bescheidener, fast schüchterner Mensch, der, früh verwaist, bei Verwandten in B— bis jetzt gelebt und da das Gymnasium besucht hatte und nun zu einem andern Verwandten nach Amerika geschickt wurde. Letzterer war, so erzählte der junge Mann — Regierungsbeamter in ... Diensten gewesen, aber schon vor einigen Jahren seiner politischen Ansichten wegen mit Frau und Familie ausgewandert. In der ersten Zeit habe er in Amerika die Redaktion einer deutschen Zeitung besorgt, später sich vortheilhaft angekauft und daher um ihn — den Erzähler — geschrieben, der gern dem Rufe gefolgt.

In dem desfallsigen Briefe war noch von dem guten, vorsichtigen Onkel, für den Fall, daß er beim Eintreffen des Schiffes nicht am Platze sein sollte, die Adresse des Zeitungsbureaus angegeben, wo dem Angekommenen weitere Bestimmungen werden sollten.

Der rannte auch gleich nach der Ankunft nach dem Zeitungsbureau voll freudiger Ungeduld; dort war die Person seines Verwandten, der in der That früher bei der Zeitung beschäftigt gewesen, zwar bekannt, aber weiter keine Nachrichten von ihm vorhanden. — Den folgenden Tag derselbe Bescheid. Der arme junge Bursche mußte sich endlich entschließen, seinen Onkel, der nicht weit von der Stadt wohnen sollte, aufzusuchen, zuvor jedoch, um sein Gepäcke mitnehmen zu können — so mittellos war er — eine kleine Anleihe machen, die er aber pünktlich und ehrlich zurückzahlte.

Nach etwa anderthalb Jahren wurde ich in New-York von einem rüstigen, gut gekleideten jungen Manne, der einiges Werkzeug trug, begrüßt und angesprochen, den ich nicht erkannte. Es war der junge v. d. L. —

Er hatte sich außerordentlich und zu seinem Vortheile verändert. Nicht nur war er körperlich groß und stark geworden; er schien auch geistig eine Kraft und Selbstständigkeit erlangt zu haben, die ihm sonst ganz fremd war.

Er erzählte mir, mit vieler Zartheit darüber wegeilend, wie er nur kurze Zeit bei seinem Onkel, der ein Wirthshaus gehabt, sich aufgehalten und da Kellnerdienste versehen habe. Nun arbeite er schon seit einem Jahre in einer Pianoforte-factory — Fabrik — und verdiene dadurch schon vollkommen seinen Lebensunterhalt.

„Jetzt bin ich ganz zufrieden — sagte er — ohne jede Sorge für die Zukunft. Ich werde mit meiner Arbeit immer vertrauter und in demselben Verhältnisse bessert sich auch meine Stellung. In kurzer Zeit hoffe ich ein wirklicher, wahrer Freiherr zu sein!"

---

15. Der alte Matrose.

Die von mir oft in Zweifel gezogene Behauptung des Talmuds: Die Schiffer sind meist fromm; — Ende Kidduschin — sollte wenigstens durch ein Exemplar Bestätigung finden; man gestatte mir daher, noch desselben zu erwähnen.

Der alte Segelmacher saß gewöhnlich, wenn er nicht am Steuer oder sonst unten Beschäftigung hatte, auf dem Oberdeck und nähte und zerschnitt und flickte Segel. Bei stürmischem Wetter war er, troß seiner sechszig Jahre, gewiß der Erste auf den Masten.

Ohne mürrisch zu sein, — ein freundliches Lächeln lag stets auf seinem breiten, gutmüthigen Gesichte; — sprach er jedoch nur wenig; am ehesten noch mit den Kindern, die ihn oft fragten und denen er willig jede Auskunft, jede Belehrung gab.

Er war bei Allen, bei seinen Vorgesetzten und Kameraden, und eben so bei den Passagieren beliebt. Ohne irgend dominiren zu wollen, übte er auf die Schiffsmannschaft durch sein Beispiel der Mäßigkeit, Besonnenheit, Thätigkeit und

Ordnungsliebe einen ungemein wohlthätigen Einfluß aus, den auch der Kapitän anerkannte.

Allmälig wurde man bekannter, und da war es sein Hauptbestreben, den Auswanderern Mittheilungen über Amerika zu machen, um sie vor den verschiedenen Betrügereien zu warnen, denen man bei der Ankunft besonders ausgesetzt ist. Auch die nöthigsten Redensarten in englischer Sprache lehrte er ihnen mit vielem Eifer. Ein anderes Mal erzählte er von Ostindien und China, wo er öfter gewesen, und nach der Rückkehr von dieser Reise wieder hin wollte. „Arbeiten kann ich noch — sagte er — und da ist mir das Meer und das Schiff zu lieb geworden, um es früher zu verlassen, bevor ich muß. Aber nach Nordamerika wird es mir schon ein Bischen zu kühle; ich brauch' jetzt mehr Sonne.“

Ausnahmsweise mittheilsam war er an einem schönen Sonntag Nachmittag, nachdem er seine Bibel-Lektüre geendet hatte. Da erfuhr man Folgendes aus seinem einfachen Leben.

Er war aus dem Hannöverschen gebürtig, der Sohn eines Landmanns. Im frühesten Kindesalter verlor er seinen Vater; die Mutter heirathete wieder, der Stiefvater behandelte ihn aber sehr gut und machte keinen Unterschied gegen seine eigenen Kinder. — „Daran denke ich immer — fügte er hinzu — wenn ich einem Menschen was zu Gefallen thun kann; es ist ja nur eine kleine Abschlagszahlung auf die große Schuld.“ —

Bis zum zwanzigsten Jahre lebte und arbeitete er zu Hause; da kamen die Freiheitskriege; er sollte Soldat werden, hatte aber keine Lust dazu: „Ich wollte weder Andere todtschlagen, noch mich todtschlagen lassen.“

Um dem zu entgehen, nahm er Dienste als Matrose auf einem Ostindienfahrer, mit der Absicht, nach der Heimkehr wieder zu seiner ländlichen Beschäftigung zurückzukehren. — Das Meer und das Reisen und das Leben auf dem Schiffe war ihm aber auf der Fahrt zu lieb geworden, er konnte

nicht mehr davon lassen, und so blieb er seit bald vierzig Jahren Matrose.

Von seinen Angehörigen lebte nur noch eine Schwester mit ihren Kindern auf der väterlichen Besitzung, die er von seinen Ersparnissen erkauft hatte. „Da hat man doch, sollte man später alt werden, Verwandte, bei denen man leben, und ein Plätzchen, das liebste mir auf Gottes Erdboden, wenn ich das Meer ausnehme, worauf man sterben kann."

Ich habe hier einige Bilder aus dem Nähr=, Wehr=, Lehr= und Zehrstande, die auf unserm Schiffe sich befanden, — und von denen manche, als specifisch christlich=germanische, oder wenigstens christlich=staatliche bezeichnet werden können — vorgeführt; keineswegs aber um die Deutschen zu schmähen; sondern sie aufmerksam zu machen und vor ungerechter und daher nur selbstbefleckender Schmähung abzuhalten.

Schreiber dieses freut sich von ganzem Herzen, wo er mit geist= und gemüthvollen braven Deutschen zusammentrifft, und drückt dem Landsmann, ohne ihn erst nach der Confession zu fragen, warm und innig die Hand, aber — erst dann, wenn sie ihm dargeboten wird, also von keiner „jüdischen Zudringlichkeit" die Rede sein kann.

Es giebt in allen Nationen und Confessionen verschieden gebildete, verschieden geartete und verschieden gesittete Individuen: diesen Maßstab sollte Jede und Jeder bei Beurtheilung der Andern zur Hand haben; nirgends aber wird er mehr hintangesetzt, wird das Sprüchlein vom Splitter und Balken vergessen, als da, wo deutsche Schriftsteller — die also zu der gebildeten, wenn nicht gar gelehrten Klasse gezählt sein wollen — auf Juden zu sprechen kommen.

Gleiches mit Gleichem wollen wir nicht vergelten! Du sollst dich nicht rächen, gebietet der Gott, den die Anhänger der Religion der Liebe als Gott der Rache bezeichnen, und der

in Wirklichkeit sich die Rache vorbehalten hat, um Gerechtigkeit zu üben.

Selbst hier, wo ich mehr Schattenrisse wie Lichtbilder zu zeigen hatte, suchte ich nach Möglichkeit schonend zu verfahren.

Was will auch am Ende die geringe Anzahl der anrüchigen Personen bei etwa drei Hundert Auswanderern sagen? —

Sie dienen gewissermaßen — aber nicht in dem Sinne, in dem ein französischer Philosoph den Galgen als eine Schmeichelei für die Menschen bezeichnet — noch als Folie, um den Glanz der übrigen Unbescholtenen zu erhöhen. — Denn die verschiedenen Familien- und Ehestandsscenen, die sonst noch vorkommen, und die öfteren Mausereien an Lebensmitteln, die häufig Zank und Streit veranlaßten, wollen wir erst weder vorführen, noch überhaupt hoch anrechnen; wiewohl sie im umgekehrten Falle gewiß Stoff genug geboten hätten, sie recht mit Liebe auszumalen, um Haß und Verachtung zu nähren.

Es scheint aber wohl zum Charakter der Deutschen zu gehören, wie die Kinder nur Augen für die Fehler Anderer zu haben und dabei die eigenen zu übersehen. So lange man aber nicht ernstlich denkt, diesen Fehler abzulegen; so lange namentlich die Besseren nicht immer darauf hinweisen: so lange ist auch keine Besserung zu erwarten.

Auch nach anderer Seite hin fand sich Bestätigung hierzu auf dem Schiffe.

Zu den anständigsten, nüchternsten Leuten bei den Zwischendeckpassagieren gehörten zwei Dänen. Dennoch gab sich ein wahrhaft kindischer Haß, in seinen Aeußerungen eben so kindisch, aus deutschem Patriotismus gegen diese zwei braven Männer kund. Bald wurde „Schleswig-Holstein Meer umschlungen“, — oder ähnliche Lieder gesungen, und dann maßlos auf verdammte dänische Hunde geschimpft.

Die Geschmähten waren vernünftig genug, Anfangs gar keine Notiz davon zu nehmen; später erst sprach sich der Eine, der der deutschen Sprache ziemlich mächtig war, mit Ruhe und Ernst darüber aus.

„Ich habe wahrhaftig Schleswig-Holstein nicht unterjocht, mich trifft also weder ein Vorwurf, noch Euere Schmähung. Auch als Däne nicht; ich verlasse ja jetzt mein Vaterland, um, eben so wie Ihr, mir drüben in Amerika ein neues zu begründen. Seid Ihr aber trotzdem noch sehr deutsch, da darf ich Euch wohl fragen, warum habt Ihr denn Eueren unterdrückten Brüdern nicht beigestanden? oder ist das große mächtige Deutschland dem kleinen Dänemark gegenüber so schwach, daß es nur zum Schimpfen und Schreien, nicht aber zum Handeln Muth und Kraft hat?" —

Diese einfachen wahren Worte hatten gute Wirkung; man schämte sich wenigstens, noch ferner die ganz lächerliche, ungerechte Feindschaft zu zeigen. — Mit solchem Erfolge wollten wir für den Anfang schon zufrieden sein.

Noch aber bleibt mir von dem Theile der Schiffsgesellschaft zu reden übrig, dem mancher vornehme Herr und manche „kleine aber mächtige Partei" in Deutschland nur „creatürliche Rechte" gönnen will: von den Juden nämlich.

Es erging ihnen, wie sie es aus dem deutschen Leben schon gewohnt waren. In der ersten Kajüte — bei den Honoratioren — besonders in der ersten Zeit, war man gegen sie ziemlich steif, abstoßend, gnädig herablassend. Man schämte sich, ungebildet zu sein, ohne jedoch die wahre Geistes- und Herzensbildung zu besitzen.

In der zweiten Kajüte — der Bürgerstand — war man ungenirt grob und anmaßend und hätte gern den Juden etwas versetzt, wenn die Behörde auf dem Schiffe — der Kapitän — nicht aufmerksamer gewesen wäre, wie manche auf festem Lande. Nur im Zwischendeck zeigte sich das deutsche Volk gesund, tüchtig und herzlich, wie es immer ist, wenn es nicht

geflissentlich vergiftet wird; und machte keinen Unterschied zwischen Juden und Christen.

Ich schäme mich nun als Deutscher ordentlich, nicht blos so Wenig, sondern mehr noch, so wenig Schlechtes von den Juden sagen zu können; da ich aber der Wahrheit streng getreu bleiben will, kann ich nicht anders.

Dem numerischen Verhältnisse nach — statistisch, nur mit größerer Ehrlichkeit, wie gewöhnlich, hierbei gesprochen — waren die Juden auf dem Schiffe noch mehr wie sonst in Deutschland vertreten. Es waren ihrer zwölf, theils in den Kajüten, theils im Zwischendeck; sie verhielten sich also zu den etwa drei Hundert Personen wie 1 zu 25.

Eine solche, durch Zufall bunt auf einem Auswandererschiffe zusammengewürfelte Gesellschaft dürfte gewissermaßen als Probe- und Musterkarte ihrer übrigen Bestandtheile zu Lande gelten können. — Wollte man von Seiten der christlichen Gesellschaft dagegen einwenden, wie diese Annahme unrichtig: weil hierbei die besseren, das heißt: „bevorzugten Stände" fast gar nicht vertreten seien; — so ist dieser Einwand bei den Juden, die keinen bevorzugten Stand haben, nicht ausreichend.

Nach dieser, mir nicht unerheblich scheinenden Bemerkung, die manchen Nachgedanken Raum läßt — schreite ich nun zur speciellen Personal-Beschreibung.

Von meiner Person, die ich gleich beim Beginn durch Ministerial-Paß als unverdächtig legitimirte, darf ich wohl schweigen. Sollte es dennoch wißbegierige Naturen geben, die nach Materialien zu meiner Biographie, oder eher, wegen der Wahrheit dieser meiner Mittheilungen stöbern wollen; — so stehe ich zu jeder Zeit bereit, meinen Namen sowohl, wie den des Kapitäns und des Schiffes, auf dem ich die Reise gemacht, und **andere Data** genau anzugeben. Nur aus Rücksicht und Schonung für Andere ist es einstweilen unterblieben.

Sonst war das achte Armee-Corps — so nennt man in Preußen im Scherz die Juden aus dem Großherzogthum Posen — stark vertreten.

In der ersten Kajüte befand sich eine Frau mit vier Knaben, die ihrem Gatten und Vater nach Amerika folgten. Derselbe soll früher in einer Provinzialstadt in ziemlichem Wohlstand gelebt, im Jahre 1848 aber durch Plünderung Alles verloren haben. Kurz darauf war er, Weib und Kinder bei ihren Verwandten zurücklassend, nach Amerika gegangen; und schon jetzt, nach einigen Jahren, im Stande, sie, und zwar in erster Kajüte, nachkommen zu lassen. Die Kinder, im Alter von sechs bis zehn Jahren, waren wohl zuweilen ungezogen, doch nicht in dem Grade, daß sie den Unwillen, der sich gleich gegen sie äußerte, der also aus anderen Gründen herrühren mußte — verdient hätten. Die Mutter suchte sie nach Möglichkeit in Ordnung zu halten und schon in der zweiten Woche war Alles geebnet. Daß die vier lebhaften Jungen der armen Frau viel Noth und Mühe machten, kann man sich denken; wahrscheinlich hatte sie es aber dieser immerwährenden, sie stark in Anspruch nehmenden Thätigkeit zu danken, daß sie von Seekrankheit verschont blieb. —

Dagegen war ihre Landsmännin, ein junges Mädchen — Kleidermacherin — die der Gesellschaft wegen sich ihr angeschlossen und ihr Beihilfe bei den Kindern versprochen hatte, fast während der ganzen Fahrt von diesem entsetzlichen Uebel geplagt. Sie weinte fortwährend im Voraus über ihren frühen Tod, und daß sie nicht bei ihren früh verlorenen Eltern liegen, sondern den Fischen des Meeres zur Nahrung dienen werde. —

Dessenungeachtet traf ich sie nach längerer Zeit wieder einmal in Amerika ganz wohl und zufrieden. Sie hatte bereits, wie sie mir mit Stolz und Freude zeigte, Ein hundert Dollar gespart und in einer Savingbank — Sparkasse — angelegt; und äußerte: „So viel hab' ich in meinem Leben noch nicht

im Vermögen gehabt! Drüben konnte ich bei allem Fleiß und Nachtwachen nur eben mein Leben fristen.“ —

Von einem jungen Gymnasiasten, den ebenfalls Verwandte nach Amerika kommen ließen und der erste Kajüte fuhr, ist nicht viel mehr zu berichten, nur daß er getreulich den Spediteur seiner Nachbarin, der Dame, die für ihren im Zwischendeck reisenden und hungernden Mann alle nur zu erlangenden Nahrungsmittel einsackte — (siehe No. 6.) — machte. Auch zu den chemischen Arbeiten, die der Herr Gemahl des Abends vornahm, wurde der junge Mann, oder wie er später argwöhnte, sein Reisevorrath an Zucker, Rum und Citronen, mit hinzugezogen.

Der Umstand, daß Herr Louis dem Scholar schon nach einigen Tagen, nachdem nämlich die kleinen Privatbestände ziemlich verbraucht waren, die Lehre von den rechten Mischungen zur Bereitung eines „jöttlichen Punsches“ ziemlich handgreiflich beizubringen sich bemühte, ließ wenigstens die Möglichkeit des ausgesprochenen Verdachtes zu. —

In der zweiten Kajüte befand sich eine junge Frau nebst ihrer Schwester, ebenfalls aus dem Posenschen. Ihr Mann, ein armer Schneider, war vor etwa zwei Jahren nach Amerika ausgewandert und hatte in dieser Frist schon mindestens so viel erworben, um für zwei Personen Tickets — Fahrbillete — zur zweiten Kajüte einschicken zu können. Die Frau wollte nämlich die Reise nicht allein machen, und so bezahlte er auch die Ueberfahrt für die sie begleitende Schwester. — Sie müssen sehr friedfertig gewesen sein, da ihre Gesellschaft sie ganz in Ruhe ließ. —

Nicht so wohl ward es ihrem jungen Landsmann und Glaubens- und Kajütengenossen, der ebenfalls zu Verwandten nach Amerika ging. Es war ein gutmüthiger, dienstfertiger Bursche, — dies bezeugten alle die übrigen Kajütentheilnehmer — dennoch wollten die beiden Deutsch-Franzosen (No. 11.) und der Deutsch-Amerikaner (No. 13.) an ihm zum Ritter

werden und drohten ihm mit Schlägen. Deshalb zur Rede gestellt, gaben sie nach langem Streiten als Hauptursache die bei ihm sich zu stark äußernde und ihnen daher unangenehme Seekrankheit an. — Ein Hinweisen auf den Kapitän, der solche Gründe vielleicht nicht vollgültig, mindestens nicht schlagend genug zum Schlagen finden dürfte, bewog endlich die Helden Frieden zu geben.

Der junge Mann ging gleich weiter ins Land und begann, von seinen Verwandten unterstützt, seine Laufbahn als Peddler — Hausirer. — Nach etwa einem Jahre kam er mir wieder zu Gesicht, aber merkwürdig verändert. Das schüchterne, ängstliche Wesen von früher war verschwunden; ein ganz fashionabler Gentleman, der ziemlich geläufig und richtig Englisch sprach, stand vor mir.

Mit einigem Stolz zeigte er mir sein bereits erworbenes kleines Kapital, und mit noch größerer Freude einen Secunda-Wechsel über dreißig Thaler, die er in der Prima seinen unbemittelten Eltern nach Hause geschickt hatte.

Er ist jetzt Theilnehmer eines nicht unbedeutenden Handelshauses in New-York, das seinen Hauptverkehr nach Süd-Amerika hat, und seit einiger Zeit in Lima ansäßig. —

Im Zwischendeck war ein ganz junger Jude, Schneidergeselle, und er mit seiner Gesellschaft, eben so wie sie mit ihm, sehr zufrieden. „Ein wahres Glück — äußerte er oft — daß ich kein Geld hatte, zweiter Kajüte zu fahren! — Wie es scheint, muß man dort für die Aussicht, Prügel zu bekommen, mehr bezahlen. Es war ein junges Blut mit ächtem fröhlichem Schneidersinn; und besonders Abends, als Haupt-Vorsänger sehr gesucht und beliebt. Er hatte eine gute Stimme und ziemliche Schule, und letztere, wie er sagte, in K—, wo er im Chore der Synagoge mitgesungen, sich zu eigen gemacht.

Nur wenn er von seinen in Dürftigkeit lebenden Eltern und von seinen jüngern Geschwistern sprach, wurde er ernst und wehmüthig; bald aber brach Jugendmuth und munterer

Sinn wieder durch, und halb scherzhaft sprach er von dem Vermögen, das er in kurzer Zeit eiligst erwerben wolle, um dann seine Angehörigen alle nachkommen zu lassen.

In Amerika sah ich ihn noch einige mal. Anfänglich klagte er über die schwere Arbeit, die so ganz anders wie zu Hause; aber schon nach einigen Wochen spottete er seiner früheren Ungeschicktheit und Schwerfälligkeit, freute sich des bedeutend bessern Lohnes und Lebens und fing an zu sparen.

Als ich mich nach einer mehr monatlichen Abwesenheit, bei meiner Rückkehr wieder nach ihm erkundigte, war er weiter gezogen.

Es bleibt mir noch über zwei Personen zu berichten, die ich eigentlich nicht als Juden, höchstens nur als „Judengenossen" bezeichnen kann, und deshalb oben nicht mitgezählt habe. Die eine, männlichen Geschlechts, auch Louis benamt und Landsmann seines Namensbruders, sprach geläufig Französisch, auch etwas Englisch, wollte schon früher in Amerika und in jedem Lande und an jedem Orte von dem nur die Rede war, gewesen sein, und führte überall das große Wort.

An der Börse wollte er seiner Zeit das Geld ungezählt nur nach Scheffeln gewonnen, später aber in noch größerem Maßstabe wieder verloren haben. Er verstand Alles, auch Schifffahrtskunde, und war mit Belehrung schnell zur Hand. Als er jedoch in einer Nacht, bei völliger Windstille plötzlich voll Angst zum Steuermatrosen mit der Frage lief: „der Wind hat sich so schnell gedreht; es ist wohl ein großer Sturm zu fürchten?" — und darüber sehr verspottet wurde, hatte man endlich vor ihm ein Bischen Ruhe.

Er hatte viel Aehnlichkeit mit einem gewesenen Schauspieler, der seine Königs-, Helden- und mitunter auch Intrigantenrollen, die er nicht mehr auf der Bühne executiren kann, ins gewöhnliche Leben überträgt; — und sich fast bei Allen, seiner Anmaßung und seines Hochmuths wegen sehr unbeliebt gemacht.

Von dem christlichen Theile der Gesellschaft wurde er im Stillen, daß wir es nicht hören sollten, nur: „der Jude" genannt. Deshalb halte ich es für meine Pflicht, ihn, der Vollständigkeit wegen, hier anzuführen. Wie weit diese Benennung gerechtfertigt, ließ sich nicht bestimmen: Er bewahrte über seine Religion ein tiefes Schweigen, und keiner wußte was Näheres von ihm.

Jedenfalls konnte er, war seine Angabe, daß er lange Zeit in Staatsdiensten gestanden, wahr, nur Jude gewesen sein; mußte aber schon früher zu Lande die Wasserfahrt zum Taufbecken gemacht haben, um in den Hafen der Büreaukratie einlaufen zu können.

Er hatte oft und viel Verkehr mit dem Kapitän, und in dessen Privat-Kajüte einige Kisten stehen; man vermuthete daher allgemein ein Schmuggelgeschäft in Kompagnie.

Außerdem war er noch erklärter Reisemarschall bei Nummer Zwei.

Dies war ein junges Mädchen aus Dresden und schien ebenfalls der Kunst angehört zu haben.

Sie war, wie sie sagte, Christin von Geburt, aus Liebe zu ihrem guten Bräutigam, der ihr in Kurzem nach Amerika folgen werde, Jüdin geworden; dies auch der Grund ihrer Auswanderung.

Daß keine jüdische Mutter sie gesäugt und erzogen, verrieth gar Manches Dem, der wahrhaft jüdische Familien und die Erziehung der Kinder in denselben kennt; — dennoch überraschte sie durch die warme Anhänglichkeit ans Judenthum. Sie wollte, um sich damit bekannt zu machen, längere Zeit in Prag in den geachteten Familien von H —, von der sie mit großer Verehrung sprach, gelebt haben; und konnte auch ziemlich Hebräisch lesen.

Bei den Abendunterhaltungen kam auf einmal das Gespräch auf Juden, und der Kapitän äußerte, daß er im Gan-

zen ungern mit ihnen zu thun habe; — die Anwesenden natürlich als rühmliche Ausnahmen hervorhebend.

Um den Grund seiner Abneigung befragt, gab er zuerst einige kleine Uebervortheilungen, die er von ihnen erlitten, an.

Auf die Frage, ob er noch nie von Christen betrogen worden wäre, erklärte er endlich: er wäre früher auf einem Dampfschiff nach England und darauf immer viel polnische Juden als Passagiere gewesen, die sich sehr unrein gehalten und Zwiebeln gegessen, sogar ihm solche vom Schiffs-Proviant gestohlen hätten.

Mit vielem Eifer entgegnete das Mädchen: „Wirklich, ein schöner Grund damit seine Abneigung gegen einen ganzen Volksstamm zu rechtfertigen! Das ist ächt Deutsch! — Manches Fremdartige haben die Juden freilich für uns; es ist aber zumeist nur, weil wir uns gar nicht die Mühe geben wollen, sie näher zu betrachten und lieber aus angeerbtem Vorurtheil sie ungeprüft verdammen. — Für meine Person muß ich der Wahrheit die Ehre geben und gestehen: von Christen hatte ich viel Leid, viel Unrecht zu erdulden, sogar von Blutsverwandten, die das frühverwaiste Kind zu sich nahmen; nur bei Juden fand ich Theilnahme, Liebe und Herzlichkeit!“ —

So individuell dieses Urtheil sein mag, durfte ich es doch, da ich auch das des Kapitäns mitgetheilt, nicht vorenthalten.

Zweite Abtheilung.

Amerika.

1. Die portugiesisch-jüdische Gemeinde.

Nicht bloß als älteste, sondern auch in Anerkennung ihrer Würdigkeit, die sie namentlich nach Außen hin vollkommen zu behaupten weiß, muß die portugiesisch-jüdische Gemeinde zuerst genannt werden.

Eine andre Frage jedoch ist, ob man die in New-York vorhandene eigentlich noch als solche bezeichnen kann?

Wer die Separationsgelüste, den Hidalgostolz, die Dominikaner-Verfolgungssucht der spanischen und portugiesischen Juden — der sogenannten Sephardim — in Europa, noch bis zu der neuesten Zeit kennt, muß sich freuen, daß Amerika's freie Luft und freie Verhältnisse auch diese zum Theil versteinert gewordene Masse wieder etwas gelockert und zur Aufnahme frischer Saatkeime empfänglich gemacht hat. Ich glaube mich keiner Uebertreibung schuldig zu machen, wenn ich behaupte, daß mindestens die Hälfte der Mitglieder der gegenwärtigen portugiesisch-jüdischen Gemeinde in New-York holländischer, deutscher und polnischer Abstammung sind. — Da sie jedoch ganz den früheren Ritus und Namen beibehalten hat, so wollen wir sie auch als solche gelten lassen.

In ihrer Synagoge in der Crosbystreet zeigte sich überall, sowohl hinsichtlich des Gebäudes, wie auch in der inneren Ausschmückung und in der allgemeinen Ordnung viel Schönheitssinn, Anstand und feine Sitte; die auch nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf die später sich bildenden anderen jü-

dischen Gemeinden gewesen sein mögen. Freilich, wie bei Nachahmungen fast immer der Fall, oft auch mit Uebertreibungen. Die meisten Präsidenten — Vorsteher — der andern Gemeinden verhalten sich auf ihren Thronen, die wie in der Synagoge der Portugiesen zu beiden Seiten der heiligen Lade angebracht sind — zu denen der portugiesischen, wie etwa ein Despot zu einem Patriarchen. —

Für den deutschen Juden hat die allgemeine und geregelte Betheiligung der ganzen Gemeinde beim Gebet etwas Ueberraschendes und Blendendes. Auch diese Gebete selbst, keineswegs in solcher Menge und zumeist in einer schöneren, verständlicheren Sprache, wie die der deutschen und polnischen Juden, noch obendrein mit alten, einfachen, die Seele wahrhaft hinreißenden Melodieen gesungen, sind sehr einnehmend und bestechend.

Schreiber dieses denkt mit wahrem Hochgenuß an den schönen, erhebenden Gesang El nora alilah am Versöhnungstage im Neïlah- oder Schlußgebet. Das waren keine schwachen Menschen die, vom Fasten des Leibes und Druck des Geistes gebeugt, jammernd die Hände zum Himmel heben, um Gnade und Barmherzigkeit stammelnd zu erflehen: da sangen Helden, aber keine vom Schlachtfelde, die ihre Hände mit Brüderblut befleckt, sondern die im ehrenvolleren, schwereren Kampfe mit sich selbst als Sieger hervorgegangen — Lob und Preis Dem, der sie nie verlassen, der ihnen in jeder Noth Schutz und Schirm gewesen, und dessen Vaterhuld auch ferner ihnen gewiß ist! —

So muß auch die feierliche und gemessene Weise ihres Vortrages des Pentateuch und der beschließenden Prophetenstellen — Thorah und Haptharah — gut gefallen; eben so die kindlich schöne Sitte, daß alle Glieder der Familie aufstehen, wenn der Vater zur Thorah angerufen wird, und noch vieles andere.

Dieser Nimbus schwindet aber sehr bei näherer Betrach-

tung. Da erkennt man bald, wie das meiste noch vorhandene Gute nur traditionell, aber wenig innres selbstthätiges Leben mehr vorhanden sei; oder, zum Mindesten, durch ein aus spanischer Selbstgefälligkeit und amerikanischem Custom — Gewohnheit: ein in Amerika mehr wie man glauben sollte, wohl mehr wie Recht ist, gewaltig herrschender Regent — gepaartes Unkraut stark überwuchert wird.

Dann freilich sieht man diese abgemessenen Schritte, diese übertriebenen Verbeugungen, das starre Festhalten an Kleinig- und Kleinlichkeiten mit anderen Blicken an. Sie kommen uns dann ziemlich Chinesisch vor, oder, nach der deutschen Bezeichnung, als Zopf, wo man häufig über die Pflege und Erhaltung dieser unnützen Kopfzier des Kopfes selber vergißt.

Selbst das Almemar, das jetzt fast allenthalben der heiligen Lade nahe gebracht ist, prangt hier noch in der Mitte der Synagoge.

Auch die schönen Melodieen, die der Chasan mit seiner sonoren Stimme so schön vorträgt und die anfangs entzückt haben, verlieren ihren Zauber zum Theil, wenn man sie nicht bloß hört, sondern auch sieht, mit welcher geckenhaften Eitelkeit der Sänger seine Rouladen herausgurgelt, und wie er dann, nach der modernen Manier des jetzigen Scheinvirtuosenthums, die Blicke Beifall fordernd nach allen Seiten, besonders nach dem Frauen-Empor, richtet.

Daran jedoch, kann man sich damit auch nicht befreunden, gewöhnt man sich allmälig, durch die Wiederholung dieser Unsitte in fast allen anderen Synagogen, mehr noch aber in den Christlichen Kirchen in Amerika, von wo sie die Juden aus Nachahmungssucht vielleicht aufgenommen haben.

Ganz unjüdisch ist bei dieser, der portugiesischen Gemeinde, aber die Lieblosigkeit gegen fremde Glaubensgenossen. Sie äußert sich nicht bloß durch spöttische, verächtliche Mienen,

wenn ein solcher Fremder gegen die üblichen Komplimente und Reverenzen verstößt, sondern noch viel härter, schroffer. Am Sukkothfeste zum Beispiel, wo eine schöne Laubhütte für die ganze Gemeinde an der Synagoge errichtet und festlich ausgeschmückt wird, sah ich einige gut gekleidete, mir persönlich als achtungswerth bekannte deutsche Juden, die nicht aus müßiger Neugier und nur um Kiddusch in den Laubhütten zu hören, herbeigekommen waren, — von dem Gemeindediener und seinen Söhnen brutal wegstoßen. —

Um den Verdacht, als ob verletzte Empfindlichkeit hier spräche, von mir abzuwenden, muß ich bemerken, daß ich für meine Person von einem Gemeindemitgliede eingeführt gewesen.

Andererseits muß jedoch auch berichtet werden, daß der Gemeindediener von Geburt ein Holländer oder ein Deutscher war, seine Ungezogenheit also vielleicht aus seiner europäischen Abstammung entspringen mochte, und daher weder dem Orient noch auch Amerika zur Last zu legen sei.

Ganz unjüdisch, ohne jede auch nur scheinbare Entschuldigung, ist aber ihre geringe Theilnahme für fremde Kranke und Unglückliche, die sonst bei den Juden ganz besondere Berücksichtigung finden.

In der ärmsten jüdischen Gemeinde, selbst in Polen, giebt es Vereine und irgendwie Anstalten, die den armen Kranken, besonders, wenn er fremd und verlassen ist, nach Möglichkeit unterstützen und unterbringen. Größere Gemeinden haben hierzu meist eigens Hospitäler, oft, und mit Recht, eher wie eine Gesammt-Synagoge, gebauet. In dem reichen New-York wurde erst in dem Jahre 1853, da freilich mit vielem Gepränge, der Grundstein zu einem jüdischen Hospitale gelegt, das obendrein zumeist von einem wohlthätigen Privatmanne erbaut werden soll. —

Ob dies als sephardisch oder amerikanisch zu bezeichnen, bin ich mir nicht ganz klar: unjüdisch ist es jedoch sicher;

und hat nach dieser Seite hin jedenfalls in dieser Gemeinde nie viel Gemeinsinn geherrscht.

Der älteste Wohlthätigkeits-Verein Chebra Chesed wa — Emet wurde im Monat Cheschwon des Jahres 5563, also vor etwa dreiundfunfzig Jahren, gegründet, wiewohl die Gemeinde ein bedeutend höheres Alter hat.

Man darf aber nicht etwa Geiz als Ursache dieser Vernachlässigung annehmen. Nirgends vielleicht werden größere Summen wie in der portugiesischen Gemeinde in New-York gesammelt, aber nur da, wo es mit Eclat und Posaunenstößen zusammengebracht und eben so oft ziemlich nutzlos wieder verwendet und verschwendet wird. Das ist nun freilich ächt amerikanisch! — Die ächte jüdische Wohlthätigkeit aber, die ohne Prangen und Scheinen in aller Stille oft mit eigner Entbehrung voll Liebe und Thätigkeit ihre Spenden vertheilt, und wenn es nöthig ist, eintheilt, kennt man nicht.

So kommen jährlich tausende von Dollars durch die fast bettelmäßigen Mischeberach — die jede besser deutsche Gemeinde schon längst abgeschafft hat — und vielleicht noch mehr durch die Haschkabah's, das Gebet für die Verstorbenen, ein, wo jede Gabe nach Gebühr und darüber ausposaunt wird. Eine noch beliebtere, weit angenehmere Manier, Geld zu machen, — make money — sind die Anniversary, die Jahresfeier. Irgend eine Veranlassung wird ergriffen, oder auch herbeigezogen, um ein Festessen zu arrangiren. Ohne Wein kostet schon gewöhnlich ein Couvert mehrere Dollar, — man denke sich, diese unjüdische Verschwendung und Unmäßigkeit! — Gäste werden gepreßt nach Möglichkeit, die dann während der Tafelfreuden ihre Opfergaben bringen und in prahlerischer Eitelkeit einander zu überbieten trachten.

Es kommen oft bei solchen Liebesmahlen, die immer einen wohlthätigen Zweck oder Verein — nach Art der modernen Liebe — zum Deckmantel nehmen, bis sechs tausend Dollar zusammen, von denen aber gleich ein Theil, im

strengsten Sinne des Wortes aufgezehrt wird. Denn viele Gäste giebt es auch noch, die ihren Beitrag auf anderem Wege zahlen. Es sind dies Herren von der Presse, die im Essen und Trinken Außerordentliches leisten; dafür liest man aber auch anderen Morgens schon in den meisten Zeitungen, wie zahlreich und bedeutend die Gesellschaft, wie herrlich das Mahl, wie groß die zusammengebrachte Summe und wie edel der Zweck gewesen, und hat so den wiederholten Genuß, dies Alles zu Jedermanns Einsicht schwarz auf weiß gedruckt zu sehen.

Daß die anderen, sogenannten deutschen Juden dieses Alles leider nur zu getreu nachahmen, dürfte erst nicht gesagt werden, wenn nicht dabei anzuführen wäre, daß die German hebrew-benevolent Society — Wohlthätigkeitsgesellschaft der deutschen Juden — schon einige Mal eine Vereinigung mit der andern Hebrew-benevolent Society anzubahnen suchte; bis jetzt aber immer vergebens. Dieser Vorwurf trifft jedoch nicht die portugiesische Gemeinde allein, sondern die englisch-jüdischen überhaupt.

Wahrscheinlich geschieht dieses Fernhalten in schlauer Berechnung, daß bei der Menge der armen jüdischen Einwanderer aus anderen Ländern man unverhältnißmäßig viel für „Fremde“ beizutragen hätte.

Die Verwendung dieser Gelder ist übrigens bei allen diesen Vereinen ziemlich willkürlich.

Wahrhaft Gutes wird nur selten damit ausgeführt; viele sogenannte Almosen, zuweilen sogar, wenn es zur Befriedigung der Prunksucht oder eines Privat-Interesses dient, ziemlich reichlich gegeben; — eine gründliche Prüfung der Rechnung würde aber nachweisen, wie noch öfter bedeutende Summen davon nutzlos, ja, ich muß es in fester Ueberzeugung sagen, gewissenlos vergeudet werden.

Um jeden Schein der Parteilichkeit zu vermeiden, muß ich es wiederholen, daß die deutschen Juden in denselben Fehler

verfallen; dennoch trifft hierbei der Hauptvorwurf die portugiesische Gemeinde, da sie durch ihr Beispiel zu solch unjüdischem Treiben Veranlassung gegeben, wo der bessere Kern einer elenden Schein- und Prunksucht wegen hintangesetzt wird.

Zu mehrerer Begründung führe ich einen der bedeutendsten Männer, der aus der portugiesischen Gemeinde in New-York hervorgegangen: den in Gott ruhenden M. M. Noah vor. Ueber die Persönlichkeit dieses Mannes ist nur eine Stimme: die des Lobes.

Auch sein Vaterland hatte ihn durch verschiedene bedeutende Missionen hochgeehrt; später war er Richter an einem hohen Gerichtshofe in New-York. Er hatte ein wahres, fühlendes Herz für alle Mitmenschen, um so mehr also für seine Glaubensgenossen. Wie viele deutsche Juden nannten ihn ihren Wohlthäter! Wie Viele sprechen seinen Namen nur mit Thränen der Rührung und des Dankes aus: Das Andenken des Gerechten ist zum Segen! —

Als ganz was Besonderes muß ich noch hervorheben, daß er die Selbstverleugnung seines amerikanischen Nativismus aus Liebe zum Judenthum so weit treiben konnte, ein deutsches Blatt warm zu empfehlen.

Ich setze Noah's eigene Worte her, mit denen er „Israels Herold“, den Isidor Busch im Jahre 1849 in New-York herausgab, seinen Glaubensgenossen ans Herz legte.

From the increasing number of intelligent German Jews, emigrating to this country, and the prospect at no distant period of their becoming powerful and influential and inducing others to visit this country, from the entire civil and religious freedom, which we enjoy, I am satisfied, that they should have a Journal which, while it is devoted to the support of our holy faith in its purity, will nevertheless aid the cause of education, science and the arts, and believing that Mr. Isidor Busch is qualified by ex-

perience and talents as well as character, to conduct such a Journal, I take pleasure in recommanding our friends and coreligionists of the continent to become subscribers to it and aid in giving it an extensive circulation. M. M. Noah.

„In Betracht der zunehmenden Menge der gebildeten deutschen Juden, die nach diesem Lande auswandern, und der Aussicht, daß sie in nicht ferner Zeit Macht und Einfluß erlangen und andere veranlassen werden, nach diesem Lande zu kommen, wegen der vollständigen bürgerlichen und religiösen Freiheit, deren wir uns erfreuen; — bin ich überzeugt, daß ihnen ein Journal nothwendig ist, welches, da es der Aufrechthaltung unseres heiligen Glaubens in seiner Reinheit gewidmet ist, zugleich die Sache der Bildung, Wissenschaft und Künste unterstützen wird. Da ich nun Mr. Isidor Busch für geeignet halte, sowohl durch seine Kenntnisse und Erfahrungen, wie auch durch seinen Charakter ein solches Journal zu leiten, macht es mir Vergnügen, es unseren Freunden und Glaubensgenossen in den Vereinigten Staaten zu empfehlen, daß sie darauf unterzeichnen und zu einer ausgedehnten Verbreitung behilflich sein mögen. M. M. Noah."

Dennoch ließ er sich von dem eigensüchtigen, prahlerischen Scheingepränge seiner Landsleute so arg verführen, daß er eine hochwichtige Angelegenheit, die zum Segen seiner Glaubensgenossen hätte gedeihen können, total verdarb und seinen Namen dem hierbei wohlverdienten Spotte preisgab.

Im Anfange der zwanziger Jahre — irre ich nicht im Jahre 1824 — erließ Noah an die Juden aller Länder eine Aufforderung, nach Amerika zu kommen, um da der Freiheit und des Segens des Landes theilhaftig zu werden und in Eintracht den Boden zu bebauen.

Von Seiten des Staates New-York war ihm hierzu die Insel Grand Island überlassen worden; und die Lokalität mit eben so viel praktischem Sicherblick, wie mit Berücksich-

tigung aller Verhältnisse gewählt. Unfern von den Niagara-Fällen liegt die Insel zwischen dem Erie- und Ontario-See, nach West-Canada zu, unter einem Klima, dem Mittel-Deutschlands ganz ähnlich.

Anstatt aber nach Moses' hohem Vorbilde mit Geduld und Ruhe und ohne selbstisches Streben das schwere Werk zu beginnen, die dem Drucke Entronnenen der Freiheit zuzuführen, und mit Gottes Hülfe und Segen es langsam aber sicher vorwärts zu bringen; — hatte Noah nichts Eiligeres zu thun, als im Tischri 5587 — September 1826 — einen pomphaften theatralischen Aufzug zu arrangiren, wo er abentheuerlich gekleidet an der Spitze einer großen Gesellschaft, zumeist von Freimaurern, bei denen er ebenfalls eine hohe Würde bekleidete, erschien und in der **bischöflichen Kirche** in Buffallo den Eckstein zur **jüdischen** Kolonie Ararat einweihen ließ! —

Bei solchem verkehrten Gebahren mußte auch der schöne Vers 22, Psalm 118, verdreht und der „Eckstein" — der Freimaurer — von den Bauleuten verworfen werden.

Es zeugt von dem geistig gesunden Sinne, den das Judenthum seinen Anhängern einflößt, daß sie sich selbst in einem Lande, wo bei anderen Konfessionen Auswüchse wie Shakers, Tunkers, Rappisten, Swedenborgianer, Mormonen und noch mehr ungehindert sich zeigen, und die berüchtigten Revivals — Wiederbelebungen — und Camp-meetings — Lager-Zusammenkünfte — vorkommen, — von allen phantastischen, unwahren, weil ungöttlichem Treiben weg- oder demselben erst gar nicht zuwenden.

Die ganze Angelegenheit hatte noch vor dem eigentlichen Beginn schon ihr Ende erreicht. Das steinerne Denkmal menschlicher Schwäche steht nur noch, auf dem sich Noah Gouverneur und Richter in Israel nennt.

Wenn aber auch nicht in Israel, war Noah ein wahrer Richter, voll Eifer für Recht und Wahrheit. So z. B. ge-

lang es seinen angestrengten Bemühungen, die Thäter des großen Juwelendiebstahls am niederländischen Hofe, die nach Amerika geflüchtet waren, zu entdecken und ihnen den Raub zu entreißen.

Er hatte sogar deshalb von dem Redakteur einer der gelesensten amerikanischen Zeitungen: New-York Herald, von dem bekannten Benett, auf den wir später noch zurückkommen werden — verleumderische Anklagen zu erdulden, denen er im Bewußtsein seines Rechtes und seiner Unschuld mit kühnem Muthe entgegen trat.

Um so mehr muß es bedauert werden, daß die Angehörigen des inzwischen verstorbenen Noah dieses nicht weiter verfolgten. Es war ihre Pflicht, das Andenken des Gerechten auch hierbei zum Segen zu erhalten, und mußten sie den Verleumder zur Strafe ziehen.

Obgleich in Amerika die Presse ganz frei ist, giebt es doch Mittel, sich gegen Frechheit und Zügellosigkeit zu wehren. So erinnere ich mich z. B. eines Prozesses, wo derselbe Benett dem Impresario einer Oper, der ihm keine Freibillets gegeben, oder die Vorstellungen nicht in seinem Blatte inseriren ließ, die er deshalb sehr ungünstig beurtheilte — eine Entschädigung von einigen Tausend Dollars zu zahlen verurtheilt wurde. —

Die ganze Gemeinde hätte sich dieser Angelegenheit annehmen sollen; es galt nicht allein ihrem hochverdienten Mitgliede Gerechtigkeit zu verschaffen; sondern ihrer selbst wegen, die bis jetzt immer in ihrer Ehrenhaftigkeit unbescholten und hochgeachtet dastand.

Die geheimen Gründe, die ich angeben hörte, daß man auf Nachsuchen hoher Personen aus Europa den Juwelendiebstahl nicht wieder vorführen wollte, kann ich nicht billigen. Solche Rücksichteleien braucht man in Amerika nicht zu nehmen; und jedenfalls hat man die heiligere Pflicht, den guten Ruf eines hingeschiedenen Ehrenmannes gegen bos-

hafte Verleumdung zu wahren, wie vornehme Spitzbuben zu schonen. —

Ich lasse es bei diesem einen Beispiele sein Bewenden haben, da ich mit Noah eine Hauptperson der Gemeinde in jeder Beziehung vorgeführt. Fragt man nun, woher solche Entfremdung von der Väter Leben und Lehre rühre, — so ist die einfache aber traurige Antwort: eben von der Entfremdung von dieser Lehre.

Eine ärgere Verwahrlosung wie die der jüdischen Schule bei den Portugiesen dürfte es kaum geben; höchstens nur noch eine ähnliche bei den anderen deutsch-jüdischen Gemeinden in Amerika, wiewohl auch diese mit ihrem Tadel gegen die portugiesische sehr freigebig sind.

Freilich ist in diesen anderen Gemeinden noch immer jüdisches Wissen und Leben mehr wahrzunehmen; aber nur weil sie frischen Zufluß aus Europa hierfür bekommen. Ihre in Amerika geborene und erzogene Jugend dürfte zumeist hinsichtlich der Unwissenheit mit der portugiesischen wetteifern können, ohne jedoch die feine Lebensart, oder die Glaubenswärme, die freilich nach dem wahren Spruche: „Ein Idiot kann nicht fromm sein“ — nicht viel nützt — mit ihnen zu theilen.

Da wir weiter, bei Gelegenheit der anderen Gemeinden, auch von ihren Schulen sprechen werden, so bleiben wir hier noch eine Weile bei der portugiesischen Schule.

In dieser wird nur ein Bischen hebräisch Lesen gelehrt; und mit dem kunstgerechten Vortrag der Haftarah, worunter jedoch nur das Absingen, keineswegs aber das Verstehen derselben gemeint ist, hat der Scholar das Rigorosum überstanden und seine Religionsstudien geschlossen. Dies ist keine Uebertreibung, und nur wenige der eingeborenen Mitglieder dieser Gemeinde werden um ein sehr Geringes über diesem allgemeinen Niveau stehen.

Wirkliches Wissen auf jüdisch-theologischem Gebiete dürfte unter ihnen der einzige Dr. A...... besitzen, der auch sonst

ein verdienstliches Streben hat, namentlich als Mohel ausgezeichnet ist; sein Vater war aber auch ein holländischer oder englischer Jude, der eigens für seinen Sohn einen polnischen Talmudisten zum Lehrer hielt.

Da ich hier vom Mohel spreche, muß ich noch eines eigenthümlichen Ueberhandgreifens der landesüblichen Sitte gegen den Religionsgebrauch erwähnen. Englisch-amerikanische Prüderie hat es so weit gebracht, den Akt der Aufnahme in den Bund des Judenthums aus der Synagoge zu verbannen und nach dem Wohnhause zu verlegen. Mir ist ein Fall bekannt, wo dem Vater des acht Tage alten Knaben am Versöhnungstage die Synagoge zu dieser Aufnahme nicht gestattet wurde; aus dem Grunde, wie die Vorsteher sagten: Die Ladies würden wegbleiben. —

Solche Ziererei und Aftersitte ist man in den deutschen Gemeinden nachzuahmen schnell bereit; nicht aber wo es sich darum handelt, was Zweckmäßiges beizubehalten. Die portugiesische Gemeinde hat z. B. einen fest angestellten Schochet; wie es aber in den meisten deutschen Gemeinden damit steht, wird weiter erzählt werden.

So sind die meisten Vorwürfe, die, namentlich in der neuesten Zeit, von den deutschen Juden den portugiesischen — wie in der Wochenschrift „Israelite" — gemacht werden, an und für sich wohl gegründet; nur dürfen sie nicht von da ausgehen, wo man geflissentlich sich derselben Vergehen schuldig macht, also nicht einmal die Entschuldigung des Irrthums aus Unwissenheit hat.

Das Tadelnswerthe habe ich ohne Drehen und Krümmen hier auch aufgedeckt, aber weder aus Tadelsucht, noch aus andern unlautern Gründen; sondern nur, um aufmerksam zu machen.

Wo noch guter, wenn auch schwacher Wille vorhanden, bedarf es oft nichts mehr, um von falschen Wegen fern zu halten.

Selbst in ihren Irrthümern giebt sich aber in der portugiesischen Gemeinde eine echt jüdische Biederkeit und Gradheit kund.

So waren sie schon öfter Willens, aus Europa irgend eine Celebrität als Religionslehrer und Prediger zu engagiren; folgendes Bedenken hielt sie jedoch noch immer wieder ab: „Der Religionslehrer wird uns die Sabbathfeier besonders ans Herz legen, die strenge Durchführung derselben uns aber im Leben und Custom zu sehr stören.“

Man sieht, zu dem Auswege, den Sabbath auf den Sonntag zu verlegen, sind sie noch nicht gekommen, wiewohl häufig Seventhday=Christians — Sabbathchristen — auch in der Synagoge zu sehen sind; — und dürfte auch ein moderner jüdischer Jesuit mit solchen nachhelfenden Vorschlägen und Mittelchen bei ihnen kein Glück machen.

Eher läßt es sich hoffen, daß die ihnen innewohnende Glaubenswärme sie das Wahre wird erkennen und den Sabbath mit dem Leben, wenn auch nicht mit dem Businеß — Geschäft — vereinen lehren; wie ja auch der selige Noah immer Freitags statt des Sonntags zu Gerichte saß.

Möge es ihnen bald gelingen, sich von solchen nationalen Schwächen loszumachen, und sie im Zusammenschmelzen mit den anderen Gemeinden ihr allseitiges Wohl und Heil und somit die wahre Sache des reinen Judenthums fördern!

Daß sie dabei aber keine Zeit zu versäumen haben, müssen sie sich selbst sagen, wenn sie die eher ab= wie zunehmende Zahl ihrer Glieder erwägen. Trotz des häufigen Beitrittes fremder Juden in früherer Zeit, die spärlich aus Europa kamen und daher sich zu ihnen als zu der damals einzigen vorhandenen jüdischen Gemeinde hielten; dürfte der portugiesische Ritus in Amerika kaum viel mehr Mitglieder wie etwa kurz vor dem Unabhängigkeits= und Freiheitskriege zählen.

Der Grund dieser bei den Juden sowohl wie in Amerika auffallenden Erscheinung darf nicht blos in der Entfremdung

vom Judenthume durch Unwissenheit und Verziehen nach fernen Gegenden zu suchen, sondern mehr noch dem Aussterben zuzuschreiben sein.

Es ist in der That eine seltsame bedauerliche Erscheinung, in dem freien Amerika, wo jeder Erwerbszweig Jedem ohne Einschränkung offen steht, und wo man in der Regel sehr früh heirathet, — so viel Unverehelichte beiderlei Geschlechts zu finden, wie es in den portugiesischen Gemeinden der Fall ist. Beiläufig will ich noch erwähnen, daß in der portugiesischen Gemeinde nicht blos häufig Kinder die Vornamen ihrer noch lebenden Väter bekommen, sondern auch solche Namen, die weder biblisch, noch sonst bei den Juden üblich. Besonders wo es gilt, das Andenken eines großen Mannes zu ehren, und scheinen sie dabei auf der Erzählung des Talmuds, hinsichtlich des Namens Alexander bei den Juden, zu fußen. So hörte ich öfter bei der Thorah den Namen Washington eben so auch Montefiore nennen, den Mitglieder aus der Gemeinde oder ihre Kinder führten.

Ueberraschend war es mir, in ihrer Synagoge einige Negerinnen zu sehen, die mit wahrer Andacht, aber ohne die Uebertreibungen, wie sie sonst den Schwarzen eigen, beteten.

Wie ich vernahm, gehörten sie den Familien, in denen sie jetzt noch leben, früher als Sklavinnen an; bei Aufhebung der Sklaverei im Staate New-York blieben sie freiwillig bei der ihnen lieb gewordenen Herrschaft, deren Glauben sie auch annahmen.

Ein erfreuender Anblick war es auch, den ehrenwerthen B. H. Hert, Mitglied des Repräsentantenhauses im Congreß der Vereinigten Staaten, seinen hochbejahrten Vater zur Thorah hinaufgeleiten zu sehen.

Mit Recht aber darf man fragen: warum wird die Liebe und Verehrung, die man dem Vater erweist, nicht auch für die heilige Lehre der Väter an den Tag gelegt? —

Es ist mir wenigstens kein Fall bekannt, daß die jüdischen Congreßmitglieder bei irgend einer Verhandlung um Aufrechthaltung der Prinzipien der Bibel, der wahren, geistigen Freiheit, sich besonders ausgezeichnet hätten!

Welche Schritte sind von ihnen gegen den Abschluß des Handelstraktats mit der Schweiz geschehen?

Ist er wirklich so erfolgt, wie öffentliche Blätter allgemein mittheilen, dann hätten namentlich die jüdischen Congreßmitglieder mit Kraft und Ernst dagegen auftreten müssen, um die Lässigen und Trägen ihrer Collegen zu wecken und aufmerksam zu machen. Keineswegs aber im Privatinteresse ihrer Glaubensgenossen, sondern im allgemeinen, hehren des Gesammtvaterlandes, dessen segensreiche Constitution — auf der heiligen Schrift basirt — durch diesen Vertrag gröblich verletzt wird. —

Wir kommen später noch auf diesen Handels-, der richtiger Schachertraktat zu benennen wäre, zurück.

---

2. Cresson.

Noch will ich, bevor ich von der portugiesischen Gemeinde scheide, des bekannten Proselyten Cresson, den ich da in der Synagoge gesehen, und der mir durch seine schöne, männliche Gestalt, durch das ausdrucksvolle, Leben und Geist strahlende Gesicht und durch seine inbrünstige, fast schwärmerische Andacht ganz besonders aufgefallen war, erwähnen.

Die Geschichte seines Uebertrittes kann ich wohl, als allgemein bekannt, kurz erzählen.

Einer amerikanischen, alten, christlichen Familie entsprossen, war er eine Reihe von Jahren General-Consul der Vereinigten Staaten im Orient. Hier lernte er das Judenthum, dessen Lehren dem eifrigen Bibelleser nicht fremd waren, genauer kennen, trat zuerst im Geheimen, endlich öffentlich zu ihm

über und als begeisterter Apologet desselben in einigen eifervollen Schriften auf.

So unangenehm dieses seiner vornehmen Familie war, von Staats wegen ließ sich dagegen dennoch nichts thun; sie versuchte daher auf Privatwegen eigenthümliche, liebevolle Mittel und wollte Cresson für geisteskrank erklären, und dies namentlich mit seinem Uebertritt zum Judenthum begründen.

Cresson eilte, um seine Angelegenheit persönlich zu betreiben, nach Amerika. Hier widerlegte er die lügenhafte Angabe nicht blos durch mehrere, seine amtliche Leistungen mit Lob anerkennende Schreiben von Seiten der Regierung, bei deren Empfang er schon heimlich Jude gewesen — sondern brachte noch das Zeugniß eines bekannten geachteten Arztes in New-York, der von Geburt ein Deutscher und Jude, schon früher im alten Geburtslande als Militärarzt Christ geworden war, und als solcher auch seit Jahren in Amerika lebte.

Gegen die Competenz eines solchen Gutachtens gab es keinen Einwand; und kann ich mir es nicht versagen, einige Stellen daraus, wenn auch nicht buchstäblich, doch ganz dem Sinne getreu hier wieder zu geben.

„Die Veranlassungen zu einem Wechsel der Religion können vielfach sein; z. B. wirkliche oder falsche Ueberzeugung, mancherlei Rücksichten oder Bestrebungen, die nur durch diesen Wechsel realisirt werden können, u. a. m.“

„Wie verschieden aber auch diese Gründe ihrem moralischen Werthe nach sind, so wird es doch nie einem Vernünftigen einfallen, irgend eine Aeußerung des Wahnsinns oder Krankheit des Geistes daran erkennen zu wollen.“

„Schreiber dieses ist zu diesem Axiom um so mehr berechtigt, da während seiner langjährigen ärztlichen Praxis noch nie die Gesundheit seines Geistes weder in Europa noch in Amerika von irgend Jemand in Zweifel gezogen wurde, wie-

wohl er von Geburt selbst Jude gewesen und erst später zum Christenthum übergetreten."

„Die Gründe, die ihn zum Religionswechsel bewogen, braucht er hier nicht anzugeben und will es auch nicht; wohl aber sein durch die genaue Bekanntschaft mit beiden Religionen um so zuverlässigeres Urtheil: daß das Verhältniß beider zu einander gleich, und eben so wenig aus dem Uebertritt vom Christen- zum Judenthume, wie umgekehrt, auf irgend eine Geistesstörung zu schließen sei."

„Da nun Mr. Cresson sich auch sonst überall als höchst besonnen handelnder, verständiger Mann erweist, sehe ich mich zur Ehre der Wahrheit nach Pflicht und Gewissen gemüßigt, denselben für vollkommen gesund an Geist zu erklären; für so gesund, wie es bei denjenigen, die das Gegentheil behaupten, wohl zu wünschen, dieser Behauptung wegen aber gar sehr zu bezweifeln wäre."

So schreibt in Amerika ein Christ, der früher Jude gewesen!

---

3. Die anderen jüdischen Gemeinden.

Die portugiesisch-jüdische Gemeinde wurde deshalb so ausführlich behandelt, weil sie gewissermaßen die Wurzel und den Stamm der jüdischen Gemeinden in Amerika überhaupt bildet. Bis vor etwa zwanzig Jahren gab es keine andern selbst in New-York, und hielten die damals noch nicht zahlreichen Einwanderer alle zu den Sephardim.

Den Beweis hierzu liefern die ältern Begräbnißplätze der sephardischen Juden in New-York. Da herrscht die schönste Vereinigung, ein wahrer Friede; aber nicht blos des Todes und im Tode, da er auch von der Eintracht der verschiedensten Nationalitäten im Leben durch die gemeinschaftliche Religion Kunde und Zeugniß giebt.

Der Eingeborene Portugals und Spaniens, der nur mit Noth dem Vaterlande und dem Scheiterhaufen daselbst entronnen, ruht hier neben seinem, wenn auch nicht so glühend, doch nicht minder verfolgten Glaubensgenossen aus Polen; — ein junges Mädchen aus Charleston dort neben ihrer Glaubensschwester aus Gibraltar; — ein Jude aus dem Orient neben Mynheer aus Amsterdam; der Deutsche zwischen Engländern und Franzosen; und „die beste Mutter und treueste Gattin" aus Meseritz unweit „einer geliebten vielbetrauerten Tochter" aus New-Orleans.

Allmälig jedoch wurde bei der Vergrößerung der Stadt und der Zunahme der jüdischen Einwanderer das Bedürfniß nach einem neuen Sammelpunkt: einem Gotteshause, rege, und bei Befriedigung desselben, aber mehr im kindischen wie im kindlich religiösen jüdischen Sinne ein anderer Minhag eingeführt; — bis Nachahmungs-, Partei-, Ehr-, Separations- und Prunksucht und Eigennutz und Eitelkeit und Verführung immer mehr überhand nahmen und sich in der unjüdischesten Weise: in Aufstellung von Pracht-Synagogen äußerte, so daß erfüllet wurde des Propheten Wort Hosea 8, 14: „Israel vergaß seines Schöpfers und bauete Tempel!" —

Im Jahre 1854 betrug der Durchschnittswerth einer Synagoge in Amerika — nach dem sonst der Juden nicht viel erwähnenden Methodist-Almanac, der freilich den letzen Census von 1850 nachschrieb — nahe an 12000 Dollar; eine Höhe, die nur noch von den Holländisch-Reformirten, seit langer Zeit in New-York heimisch, und von den Unitariern übertroffen, sonst aber von keiner christlichen Sekte auch nur im entferntesten erreicht wird. Giebt dies auch noch einen Beweis von ächt jüdischer Opfer-Fähigkeit und Willigkeit, so muß man dennoch innig bedauern, daß sie so wenig im wahren Geiste des Judenthums benutzt und verwendet wird, und voll tiefer Trauer, wie jene beiden Rabbi's bei den Trümmern einer Synagoge

in Tiberias ausrufen: Welche Summen und wie viel Seelen wurden hier nutzlos vergeudet! —

Die Gemeinden separiren sich nach einer anderen Seite, die leider typisch zu sein scheint: im Tode. Fast jede hat ihren eigenen Gottesacker. So nothwendig dies auch für diejenigen Gemeinden ist, die ihre Begräbnißplätze noch auf der eigentlichen Mansattar-Insel und daher den Raum spärlich zugemessen haben, wie z. B. die sephardische; — so ist es doch für die anderen, die jenseits des Hudsons auf Cypreß-Hill beerdigen, ein ganz überflüssiger und um so ungerechtfertigter Luxus, als der Grund hierzu wohl nur in der Speculation und Gewinnsucht einiger Personen zu finden sein dürfte.

In dem Jahre 1854 mögen in New-York mindestens 14 Synagogen gewesen sein; Gemeinden aber gab es noch viel mehr. Darunter freilich viele, die einstweilen nur in gemietheten Localen Gottesdienst hielten, mit aller Anstrengung aber dem hohen Ziele: eine eigene Synagoge zu erlangen, zusteuerten. — Daß es nicht immer die reinsten Motive sind, die diese zerstückelnden Vereinigungen veranlassen, wird man gleich erkennen, wenn ich mittheile, wie mindestens noch schnell zehn neue Gemeinden entstanden wären, wenn das Gerücht sich bestätigt hätte, daß der im Jahre 1853 in New-Orleans verstorbene Judas Touro einer jeden jüdischen Gemeinde in New-York einige tausend Dollar vermacht habe. Zum Glück aber hatte Touro nur einige Gemeinden, die er bedacht haben wollte, ausdrücklich genannt, und so lösten sich die in der Bildung begriffenen Gemeinden ohne Grund- — Kapital — wieder auf, so schnell wie sie ohne Grund entstehen wollten.

Noch zeugen davon, daß nicht immer wirkliches Bedürfniß den Bau einer Synagoge herbeiführt, die häufig in einer Straße oft in naher Nachbarschaft vorkommenden mehreren Synagogen, die manchmal gar nicht, manchmal nur in den geringfügigsten Kleinig- und Kleinlichkeiten von einander ab-

weichen, und mit Ausnahme der hohen Feiertage halb oder auch fast ganz leer stehen.

Zum Theil könnte man dieses Zersplittern einer gewissen Sucht, die Nationalität noch geltend zu machen, zuschreiben. Da giebt es holländische, englische, deutsche, baierische, böhmische, polnische und posener Synagogen, die zwar in ihrem Stock der Benennung entsprechen, aber dennoch in der Gesammtheit ein buntes Volksgemenge darbieten: da jeder zu der ihm am meisten, sei es aus Bequemlichkeit oder Laune zusagenden hält. Oft giebt auch das Geschäft den Ausschlag aus einer Gemeinde in die andere überzuspringen. So kannte ich einen Lehrer, der einer guten Stelle wegen von den Reformern nach einer orthodoxen, und einen Lawyer — Sachwalter — der von den Portugiesen nach einer englischen Synagoge übersiedelte, als er unter den Mitgliedern der letzteren fette Clienten erlangte.

Dies ist ächt amerikanisch, — oder kommt solches zuweilen auch in Europa vor?! — und haben die Juden schnell die amerikanische Sitte oder Unsitte angenommen, aber so wie beim Bau derSynagoge.

Wie abweichend auch der eigentliche Gottesdienst in den verschiedenen Synagogen ist; — man denke sich die vielfachen Nüancen von einem polnischen Beth hamidrasch mit Maarib bismane-Gebet und 2-5-2 Fasten, bis zu dem Reformtempel mit Männer- und Frauen-Chor und Orgel, homöopathischen Thora-Abschnittchen und Abschaffung jeder Opferlust; — im äußeren Gebäude sind sich alle mehr oder weniger, und im Ganzen den christlichen Kirchen in Amerika ähnlich.

In manchen deutschen Staaten wird man schon vielleicht über die zu weit getriebene Toleranz der Regierung, die solches geschehen läßt, staunen; mehr noch aber mancher fromme Pfaffe arg die Augen verdrehen, ob solcher Gottlosigkeit, wenn er erfährt, wie sogar Juden christliche Kirchen acquiriren und sie zu Synagogen benutzen; — und dem gottvergessenen Lande

ein Schicksal prophezeihen, oder in seines Herzens Milde und Demuth gar herbeiwünschen, wie Sodom und Gomorra. —

Die meisten Synagogen sind also wie die Kirchen im hohen Parterre, und steigt man, statt, daß in den alten Synagogen einige Stufen nieder führten, dem Psalmvers 130, 1: „Aus den Tiefen rufe ich zu Dir, Herr!" gemäß, — hier ziemlich viele Stufen aufwärts. Beiläufig gesagt, dürfte dies wohl die einzige Erhebung gegen Sonst sein.

Ueber dem Hauptportale prangt mit goldnen Buchstaben der Name der Gemeinde; — jede Gemeinde führt, wie es bei dem Sephardim üblich, einen eigenen Namen; z. B. Rodef Schalom, wo das Rodef aber leider mehr im natürlichen, wie im moralischen Sinn zu nehmen — Imanuel u. s. w. — und zeichnet sich namentlich eine ganz neue Synagoge durch die Inschrift „se beth hacnesset" nicht gerade vortheilhaft aus.

Im Basement — Souterrain — unter der Synagoge ist gewöhnlich das Schullocal der Gemeinde, zuweilen auch Wohnung für die Beamten und die Bestry — Sakristei. —

Ueber diese Bauart hörte ich einen wahrhaften Israeliten, der es mit Herz und Geist war, den Schmerzwitz äußern: „Sie ist gewissermaßen typisch! Weil man leider Gottes die Synagoge so erhebt, und der Rabbine sich darinnen so hoch stellt, darum liegt die Schule in der Erd'." — Ein hartes, bittres, aber wahres Urtheil. —

Die Sakristei dient zumeist dazu, daß der Reverend, — gleichviel ob Rabbiner, Prediger oder Vorbeter: Reverends sind sie alle — seine Maskerade vornimmt; denn soweit ist die Kultur schon vorgeschritten, daß selbst die orthodoxesten Gemeinden bei ihren geistlichen Hirten eine Amtstracht eingeführt haben. Die ist freilich sehr verschieden, sowohl in der Kopfbedeckung, wie im Ueberwurf. Hier sieht man das faltenreiche Gewand der englischen Hofkirche, und rundes pilzartiges Barett, dessen Träger einem sich aufblähenden, Radschla-

genden Pfau sehr ähnlich wird; — dort das einfache Prädicantenkleid und Bäffchen und schlichte Kappe, durch alle Abstufungen durch bis zum vielzipfeligen Deckel und faltenreichen Rock des russischen Popen.

Das letzte Costüm scheint, da es auch der Farbe nach russischgrün ist, sehr weise und glücklich gewählt. Man kann nun die amerikanisch jüdische Geistlichkeit nicht mehr allgemein als kemarim bezeichnen, was nach Kimchi — Redak — von der schwarzen Kleidung der Götzenpriester herrühren soll, da sie nicht alle von außen ganz schwarz sind.

Mit diesen bereits vorhandenen Costümen ist jedoch die Mode der geistlichen Tracht noch nicht abgeschlossen. Zuweilen schwebt einer phantasiereichen Lady noch ein höheres Ideal vor; fromme Schwestern finden sich bald, die mit den Mitteln zur Ausführung bei der Hand sind, und eben so ein gottbegeisterter, heiliger Mann, dem das Meisterstück in Sammet und Seide sehr gut zu Gesichte steht, und Israel ist großes Heil wiederfahren: es giebt eine neue Priestertracht. Man kann es dann in langen Artikeln in den Zeitungen lesen, wie herrlich bei dem feierlichen, erhebenden, entzückenden und beglückenden Akt der Uebergabe von allen Seiten da gesprochen und später — geschmaust wurde. —

Solche übertriebene Auswüchse und Nachäffereien amerikanisch-christlichen Lebens läßt sich jedoch nur eine gemachte Reform zu schulden kommen; da ist die Orthodoxie, selbst die crasseste, noch immer charakter- und bewußtvoller.

Ueberhaupt muß man es der Orthodoxie nachrühmen, daß sie durch ihr — freilich oft starrsinniges — Festhalten am Alten, dem nach Trost und Andacht ringenden, suchenden Gemüthe, vielleicht aber schon durch Anklänge aus einer früh zu Grabe getragenen Jugend, weit mehr gewährt, wie eine gemachte, experimentirende Reform.

Wahre Reform wird daher nie bei Aeußerlichkeiten beginnen und solche gar aufdrängen wollen; sondern ruhig ab-

warten, bis von Innen heraus der Keim des eingelegten Samenkornes sich entwickelt und ihn dann mit Sorgfalt und Liebe zu fördern suchen.

Wahre Andacht habe ich im Tempel in New-York nie gefunden; selbst an den hohen Feiertagen, wo er nicht gar so leer wie sonst allsabbatlich war, saßen die geputzten Gentlemen und Ladies mehr wie vergnügungssuchende Zuhörer in Conzerten und Theater, denn als andächtige Beter da. Da erinnere ich mich eines andern Beters, den ich am Versöhnungstage in einer Synagoge der Orthodoxen in der Norfolkstreet sah.

An und für sich überragte der hochgewachsene, sehnige Mann, wiewohl er die Stiefeln abgelegt hatte, seine Nachbarn um Kopflänge; am auffallendsten aber war das zerklüftete, verwitterte Gesicht, das von noch ganz anderen Stürmen und Unwettern Spuren trug, als wie sie draußen in der Prärie und im Urwalde tosen, obwohl er sonst, auch ziemlich in seiner Kleidung einem Backwoodsman — Hinterwäldler — sehr ähnlich sah. So stand er, fast unbeweglich die ganze Nacht und den ganzen Tag in tiefem inbrünstigen, nur manchmal, namentlich bei Stellen, die von Vergebung und Wiederaufnahme des reuigen Sünders sprachen, von tiefem Aufstöhnen und convulsivischem Zittern unterbrochenen Gebet. Seine Aussprache des Hebräischen war ganz die der deutschen Juden.

Er erregte die Aufmerksamkeit vieler; keiner aber kannte ihn, und keiner sah ihn wieder nach dem Versöhnungstage.

Sollte vielleicht die unjüdische, selbst quälerische Penitenz ein nichtjüdisches Leben, oder vielleicht gar ein sonst bei Juden nicht vorkommendes Verbrechen sühnen? —

Doch — wir wollen zu unsrer Synagogenschau zurückkehren. Was im Tempel besonders auf- und mißfällt, ist das gewaltsame Pressen der Andächtigen. Als Ueberschrift über den Eingangspforten, könnte man Dante's Höllenüberschrift

setzen: Lasset jede Hoffnung fahren, die ihr eintretet! — nämlich: vor Beendigung des Gottesdienstes wieder herauszukommen.

Der Engel mit dem flammenden Schwerte konnte kaum grimmiger dem armen Adam den Wiedereintritt in das Paradies wehren, als hier die Synagogendiener — halt! wollte ich sagen: Beamte; im freien Amerika giebt es keine Diener — den Austritt aus dem Nichtparadiese.

So wenig man die Reformen überhaupt sonst im Verdacht haben darf, der Schule des Schammai zu sehr nachzuhängen, mußte ich dennoch immer der Aehnlichkeit mit derselben denken. Den Synagogen- oder Tempelbeamten fehlte nur noch ein Schwert, um buchstäblich auszuführen, Sabbat 17, a: „Es ist gestattet einzutreten, aber nicht hinauszugehen!“ Daß sie zuweilen dennoch großmüthig sein und trotz ihres rigorosen Amtseifers eine Ausnahme gestatten mußten, um — um — nun, um mich zart auszudrücken, will ich mich einer stereotypen deutschen Buchhändler-Floskel bedienen: um einem dringenden Bedürfnisse abzuhelfen — dies that zur Sache nichts. Gezankt wurde des abschreckenden Beispiels wegen zuvor immer ein Bischen: man konnte doch dabei seine Würde darthun und die andern einschüchtern! —

Besonders unangenehm war diese Zwangsmaßregel für den armen Fremden, wenn er sich Freitag Abends in den Tempel verirrte.

Die gegenüberstehende Synagoge der Holländer war schon längst geschlossen, die frommen Besucher derselben mochten schon längst, nach lieblich gesungenem Schalom allchem und Kiddusch des Abendmahls sich erfreuen; im Tempel konnte der Ruhetag noch nicht abgeorgelt werden. Warum? — Der Chordirigent hatte seine Musikstunden noch nicht beendet, oder eine oder einige der im Chore für Geld singenden Damen, die nebenbei der edlen Millinerkunst — Putzmacherei — oblagen, konnten vor Schließung des Geschäftes nicht abkommen.

Gleichsam zur Entschädigung für das lange Warten,

vielleicht auch, um damit sinnig die halbe Freude mit dem Sabbat und die noch geringere Absicht, ihn würdig zu begehen, anzudeuten, — wurde nun die Hälfte des „Lecha dodi“ gegeben. Ich hörte freilich die erste Hälfte der vier ersten Strophen, die den Vornamen des frommen Hymnensängers: „Salomo“ an der Spitze tragen. Möglich jedoch, daß zu anderen Zeiten zur Ausgleichung wieder nur die letzten vier Strophen, die im Akrostichon: „h'alevi“ nennen, vorgetragen wurden, und damals der nun selige Heine in New-York war und den Tempel besuchte; — so wäre nun auf einmal das Räthsel gelöst, woher Heine zu dem Irrthum kam, im Romanzero den Judah halevi als Dichter des „Lecha dodi“ zu feiern. —

Ueberhaupt gab es Freitag Abends im Tempel zuweilen Odiosa. So ließ z. B. die Präsidentschaft an einem solchen Abende, als ein mißliebiger Chasan-Reverend mit aller Gewalt fungiren wollte, — die schon angezündeten Gasflammen wieder zuschrauben. So, daß zur Hälfte erfüllt wurde des Propheten Wort:

„Das Volk, das im Finstern sitzet.“

Man glaube ja nicht, daß dieses der Unterhaltung und des Witzes wegen mitgetheilt wird — darum ist es dem Schreiber dieses wahrlich nicht zu thun; — gern aber möchte er auch anderswo auf das Fratzenhafte und Nachtheilige einer gemachten und nachgemachten Reform, die ohne eigentliches Bedürfniß und Leben aus leerer Nachahmungssucht entsteht, aufmerksam machen.

Wie ganz anders sahen viele der jetzt im Tempel sitzenden Damen und Herren aus, wenn sie im Liebhabertheater — theatralisch schien den Meisten der Tempel auch, und nur die Liebhaberei daran ihnen ausgegangen zu sein — vor oder hinter den Coulissen sich bewegten! Da war ein andres Leben, ein andres Feuer, obgleich auch gerade kein reines in ihnen! — Denn auch das bringt namentlich die Halbbildung

mit sich, daß die ihr eigenthümliche Nachahmungs- und Modesucht an den krankhaften Genüssen ihrer Musterbilder Geschmack gewinnt; — und so giebt es mehrere Gesellschaften, die der „Harmonie und Geselligkeit" gewidmet sind, in denen das Liebhabertheater die Hauptrolle spielt.

Besonders ausgezeichnet durch Theater-Routine sind — wiewohl es unter ihnen sehr achtungswerthe Personen giebt — zumeist die Einwanderer aus einem zu Deutschland nur uneigentlich zu rechnenden Lande, die so zu sagen, ihr alltägliches Leben nur auf die Bühne zu übertragen scheinen.

Gewöhnlich sind die Unternehmer und Regisseure bei solchen volksbildenden Unterhaltungen die Herren Eckeles und Geckeles und Böckeles und Schmöckeles, die, wie es sich von selbst versteht, für sich und ihre Angehörigen, die Damen: Katzeles und Tatzeles und Kratzeles und Frazzeles, die schönsten und best ausgestatteten Rollen reserviren. — Leider scheinen Viele nicht blos diesen romantischen Stich aus den böhmischen Wäldern, wo „die Ahnfrau" und Schillers „Räuber" spielen, sondern manchmal noch Schlimmres mitgebracht zu haben. —

Das einzige Lobenswerthe was im Tempel gefunden wird, und das um so mehr anerkannt werden muß, als es noch keine einzige von den anderen Synagogen in New-York, Anfangs 1854 — selbst die portugiesische nicht — angenommen oder nachgeahmt hat, ist die Abschaffung der Mischeberach und des Verkaufs der Mizwoth. —

Die Reform hat seit jener Zeit einen neuen Tempel in New-York gebauet und ein neues Gebetbuch weniger verfaßt, wie ausgeschnitten, scheint also aus ihrem neualten Schlendrian sich heraufschütteln zu wollen. Gott geb's! —

Die englischen Synagogen, ebenso die holländischen, geben den besten Beweis, wie conservativ eigentlich die Juden in ihrem innersten Leben sind, wenn sie nur erst was Gutes zu erhalten haben.

Grade die Einwanderer aus den Ländern, wo sie ihres Glaubensbe- und Erkenntnisses wegen gar keine Einschränkung erlitten, behalten die Einschränkungen, die ihnen dieser Glaube wirklich auferlegt, oder die sie für auferlegt erachten, am eifrigsten bei.

Die Sabbatfeier wird bei den englischen und holländischen Juden — selbst bei denen, die in der Chatamstreet wohnen — streng beobachtet, eben so aber auch noch das Almemar aus der Mitte der Synagoge nicht weggerückt.

Auch sind es meines Wissens nur die holländische und die englischen Gemeinden die, nächst den portugiesischen — einen fest angestellten, wirklich geprüften und erprobten Schochet haben.

Man könnte ihnen fast, besonders im gewissen Sinne, Frömmigkeit zusprechen, wenn nicht der wahre Spruch unserer Weisen: „Kein Mensch auf Erden ist fromm," hindernd dazwischen trete.

Bei dem Allen geben namentlich die beiden englischen Gemeinden das Bestreben, sich zu heben — durch die Berufung tüchtiger Männer und durch eine gewisse Gemessenheit, Zucht, Anständigkeit und Anerkennung kund.

Die Synagogen-Gemeinde in der Woosterstreet machte ihrem Reverend Isaacs — irre ich nicht, bei seiner Verheirathung — eine Police über eine bedeutende Summe in einer Lebens-Versicherung zum Geschenk; — und die in der Greenstreet hat schon vor einigen Jahren den Verdienste habenden Dr. Raphall, aus England zu ihrem Religionsunterweiser berufen.

Dr. Raphall, ich glaube, von Geburt ein Schwede, zählt unbedingt zu den besten Predigern in englischer Sprache, die ich in Amerika — ich sage nicht blos bei Juden — gehört habe; dabei ist er auch im Stande einen guten Vortrag in schöner, deutscher Sprache, freilich mit etwas fremdartigem Accent zu halten, und drückt sich sehr zierlich französisch aus. Seine Lectures — Vorlesungen — die er in den Wintermo-

naten, einmal über Hiob, gegen Eintrittsgeld, hielt, haben sich eines bedeutenden Zuspruchs und Beifalls auch von christlicher Seite zu erfreuen gehabt. Als Curiosum will ich noch erwähnen, wie Dr. Raphall einen werthvollen Ring, mit der hebräischen Inschrift: „Höre, Israel, der Ewige unser Gott ist ein einiges, ewiges Wesen!" hat, den ihm noch in England Unitarier — eine christliche Sekte, die die Dreieinigkeit nicht annimmt — für einen Aufsatz: „Die Einheit Gottes," den Dr. Raphall bei Gelegenheit einer religiösen Controverse veröffentlichte, zur ehrenden Anerkennung überreichten. — Dr. Raphall war auch noch in England durch einige Jahre Herausgeber einer englischen Zeitschrift für Juden und Judenthum. —

Doch selbst bei allen diesen Orthodoxen hat das Leben in Amerika, wie es ist, gegen das jüdische Leben, wie es sein soll, mindestens in ihrem Familienkreise, ein ziemliches Uebergewicht erlangt.

Ja, „der talentvolle, ehrliche und unerschrockene Vertreter der Orthodoxie in Amerika" — ein deutsch-amerikanisch-jüdischer Correspondent der Z. d. J. (man verzeihe die ungeschickte, lange Bezeichnung, sie konnte aber, um ganz zu bezeichnen, nicht kürzer sein) hat den Redakteur der ältesten englisch-jüdischen Zeitschrift so genannt — gehört, wie man in Philadelphia erfahren kann, höchstens zu den Priestern, von denen Esra 10, 18. die Rede ist; bis zu dem folgenden Vers 19 desselben Kapitels ist er noch nicht gelangt. —

Was nun hier von diesen Gemeinden gesagt ist, gilt mit größeren oder kleineren Schattirungen — Lichtseiten bieten sie leider wenig dar — auch ziemlich von allen den übrigen; — und doch findet sich überall eine reiche Fülle wahrer Glaubenswärme, inniger Begeisterung und reinen Strebens nach Höherem, besonders bei der empfänglicheren Hälfte des Menschengeschlechts: bei den Frauen, vor. Auch hier zeigt sich der

Einfluß der Außenwelt, der Umgebung; stärker aber noch die geistige, unwiderstehliche Macht des Judenthums.

Durch fleißiges Bibellesen, auch der Bücher des sogenannten Alten Testaments, wird ein eigener religiöser Geist in den amerikanischen Frauen, überhaupt schon bei den Engländerinnen rege, der auch auf unsere Glaubensgenossinnen segensreich einwirkt.

Eine Grace Aguilar kann nicht leicht unter deutschen Jüdinnen erstehen. Ihre Werke sind überhaupt in Deutschland wenig bekannt und auch, wiewohl sonst der elendeste Roman schnell Uebersetzer, Verleger, Käufer und Leser findet, nur zum geringsten Theil übersetzt. Dagegen sind sie in Amerika in vielen Auflagen weit verbreitet und ihr literarischer Nachlaß — siehe die Vorrede der Mutter der Frühverstorbenen zu den Sabbath-Thoughts (Sabbath-Gedanken) — This selection would never have been published, but in compliance with the earnest entreaties of Mr. and Mrs. Salomon Cohen of Savannah — nur auf dringendes Bewegen des Herrn und der Frau Salomon Cohen von Savannah erschienen — und auf vielen Tischen in den Parlor's — Aufnahmezimmer — nicht blos ihrer Glaubensschwestern, vorhanden. —

Andererseits sprach wieder eine Jüdin, Ernestine Rose, die sich bei einer Versammlung der emancipationssüchtigen Damen, irre ich mich nicht 1853 in Syracuse — selbst eine Polin nannte, ziemlich irreligiös und bibelfremdlich.

Dennoch zersplittern sich die Juden nicht in Sekten, wie ihre christlichen Vorbilder; und giebt es auch jüdische sogenannte, oder sich selbst so nennende Infidels (Ungläubige) — zumeist sind es Leute, die schon von Hause aus von Glauben und Treue nichts wissen wollten, und brauche ich wohl erst nicht zu sagen: alle Eingeborenen des philosophischen Deutschlands — so haben sie gerade auch keine Absicht, eine eigene Kirche zu bilden.

Sie haben zwar in ihrer Familie die Beschneidung und auch manches andere Löbliche aus dem Judenthume abgeschafft; suchen auch in so weit dem in Amerika sich auf allen Gebieten offen kund gebenden Drange zum Bekehren zu genügen, daß sie keinen Menschen, der dem „alten Aberglauben", am Sabbath zu feiern, nachhängt, beschäftigen, oder sogar den bei ihnen thätigen Glaubensgenossen von ehemals, der am Versöhnungstage nicht zur Arbeit kommt, entlassen wollen; darauf beschränkt sich aber auch ihre ganze irreligiöse Thätigkeit als Infidels. Höchstens daß sie noch auf Karl Heinzen schwören, und auf jede von demselben zu jedem Quartal oder höchstens Semester neu auszugebende, bei der Geburt schon als Leiche erscheinende Zeitung subscribiren; und dann in Louis Druckers freier Union*) mit großer Andacht viele Kuffen Lagerbiers verschlucken; damit haben sie ihrem neuen Unglauben genug gethan. — Sonst aber sind sie die eifrigsten Anhänger des alten Aberglaubens, den das Erew raw schon aus Egypten mitbrachte, und große Verehrer des goldenen Kalbes, das sie ehrfurchtsvoll anbeten, mit Tanzen und Singen, mit Schmuggeln und Lügen und Schlingen. —

---

*) Der ehemalige vergnügte berliner Weinwirth Louis Drucker, der in New-York einen Bierkeller hielt und mit der Polizei regelmäßig Sonntags in Konflikt wegen seines Bierausschenkens gerieth, verfiel auf das Auskunftsmittel, Sonntags sein Local als „freie Union" (freie Vereinigung) zu bezeichnen. Drucker stand an der Bar (Schenktisch) in geistlicher Kleidung mit Bäffchen und Barett, die ganz eigenthümlich zu dem faunenhaften Antlitz paßte, hielt auch öfter eine Predigt und vertheilte der sehr theilnehmenden Versammlung Bier und andere geistreiche Flüssigkeiten nach Belieben. Ein Süddeutscher, ebenfalls ein Christ, der in der Houstonstraße eine Wirthschaft hielt, trat mit Norddeutschland in Konkurrenz und hielt später eine ähnliche fromme Sonntagsfeier. Juden, von denen überhaupt nicht viel Bier- und Schenkwirthe, befleckten sich mit solch blasphemischem Treiben nicht.

Als erfreulicheres Gegenbild will ich nur gleich erwähnen, daß ich sehr viele, auch deutsche Juden in nährender und ehrender Thätigkeit bei eingeborenen Amerikanern, die einer der vielen christlichen Confessionen angehörten, gefunden habe, die ihrer Religion nachleben können. Der erste Buchhalter in einer bedeutenden Fabrik war sogar so orthodox, daß er nie am Erew Rosch Chodesch bis Mittag zu fasten und dann Jom Kippur Katan abzuhalten unterließ, dadurch wohl aber Manches im Geschäft versäumte, ohne jedoch von seinem christlichen Employer — Beschäftiger, von Brodherrn ist nie die Rede — dem er den Grund als von der Religion geboten angab, je eine Störung oder einen Tadel deshalb zu erleiden.

Nun — wird man fragen — wenn im Allgemeinen so viel religiöser Sinn und bei vielen Juden noch so große Frömmigkeit zu finden, woher kommt es, daß im Leben so wenig davon zu verspüren, namentlich im Gemeindeleben, das sonst bei den Juden so hoch galt, und durch das Zusammenhalten, durch den Wohlthätigkeitssinn, der es namentlich beseelte, sich selbst bei den ärgsten Judenfeinden Anerkennung errang? — Scheint es ja in Amerika sich nur in Synagogenbauen zu concentriren, damit und mit dem Gottesacker aber auch abzuschließen?

Zu meiner Freude kann ich wenigstens zum Theil darauf antworten: Gar so arg, wie es scheint, ist es Gottlob noch nicht! Mit dem bloßen Synagogenbauen schließt der Jude, selbst in Amerika, trotz der vielfachen Vorbilder von anderer Seite, sein Leben noch nicht ab, befriedigt oder beschwichtigt damit sein religiöses Bewußtsein noch nicht: noch immer hat Jeder und Jede mindestens einen kleinen Hausaltar für sich errichtet, auf dem die reine Opferflamme unentweihet zum Himmel emporlohet.

Fraget einmal die Tausende und aber Tausende, die in Europa von den Gaben leben, die ihnen vom jenseitigen Ufer des atlantischen Meeres ein treues Kind, ein zärtlicher,

liebevoller Anverwandter zuschickt, ob sie bei ihren ausgewanderten Lieben das echt jüdische Herz, das mit voller Liebe und Aufopferung giebt und sich hingiebt, irgendwie vermissen? —

Man muß es selbst mit angesehen haben, mit welcher Freudigkeit ein armer, vor Kurzem erst eingewanderter Junge aus den ärmsten und daher verrufensten Gegenden Europas und besonders Deutschlands seinen ersten mühseligen Erwerb, seine kärglichen Ersparnisse den Seinigen nach der Heimath sendet, um mit wehmüthiger Freude und wahrem Hochgefühle von dem einen Juden sagen und ausrufen zu können: „Noch ist Israel nicht verwaist!" — Mag auch mitunter Ueberschwänglichkeit, zuweilen sogar ein schnell angenommener Anflug von Prahlerei mit zur Größe der Gabe beigetragen haben: das Verdienst ist schon deshalb nicht verringert, weil die Befriedigung der nicht ganz reinen Motive dann mit schweren Opfern erkauft und zumeist mit aller Anstrengung ferner fortgesetzt wird. So bewährt sich auch hier das schöne Wort unserer Weisen: „Durch die Uebung wird das zum Beginn nicht ohne Nebenabsicht verübte Gute bald um seiner selbst willen gethan." - -

Woher aber kommt es dennoch, daß die in Amerika zu Ansehen und Vermögen gekommenen Juden sich so gar wenig um die neu einwandernden Glaubensgenossen und um ihr Wohl kümmern, wie überhaupt, mit Ausnahme des Erbauens von Synagogen, an Judenthum und dessen Aufrechthaltung in seiner ungetrübten Reinheit nicht denken? —

Diese Frage ist, wiewohl sie mir sehr schwer fällt, weil ich dabei eine schwere Anklage aussprechen muß, leicht und kurz zu beantworten, mit den Worten des Propheten Jecheskel 34, 2. 3. 4: „Wehe den Hirten Israels, die sich selbst weiden! Sollten nicht die Hirten die Heerde weiden? Das Fette verzehret ihr, bekleidet euch mit der Wolle, die Heerde aber weidet ihr nicht! Die Schwachen stärket ihr nicht, die

Kranken heilet ihr nicht, verbindet nicht die Verwundeten, die Verirrten bringt ihr nicht zurück und die Verlorenen suchet ihr nicht!" —

Soll ich von allen den Sorten Reverenden — Hochwürden — Rabbinen-Reverends, Chasan-Reverends, Schochet-Reverends und Schameß-Reverends, die fast Alle das arme, ihnen meist blind folgende Volk vom rechten Wege ab- und auf Irrwege führen, berichten?

Die in Deutschland ausgestorbenen Prager und Ingolstädter Studenten — so wurden im Mittelalter die Bettelstudenten, wahrscheinlich weil sie zumeist von diesen Universitäten kamen, benannt — erstehen jetzt wieder bei unseren Glaubensgenossen in Amerika, wo sie sich noch aus eigener Machtvollkommenheit zu Doctoren, Predigern und Rabbi's erheben. —

Wohl könnte ich von Kameas schreibenden, Schwindel verübenden, Tisch rückenden, Sklaven haltenden, mit Gewändern für katholische Geistliche Handel treibenden Rabbi's, von Rabbi's, die nur reiche, aber keine armen Kranken besuchen u. s. w. erzählen; doch will ich Skandal und jede Persönlichkeit vermeiden; auch könnte man sich noch hierbei mit den schlechten Beispielen, die von anderswoher gegeben werden, und die zur Nachahmung reizen, freilich sehr schlecht, wie jede Entschuldigung, wenn sie keine Rechtfertigung sein kann, immer mehr anklagt, entschuldigen.

Freilich müßte man fragen: warum werden nicht die guten Beispiele, die so viele amerikanische Geistliche der verschiedenen christlichen Sekten durch ihre ungemeine, echt amerikanische Thätigkeit geben — Manche predigen Sonntags einige Mal — die Predigt wird fast immer abgelesen — leiten den ganzen Gottesdienst, unterrichten in der Sonntagsschule mindestens die Bibelkasse und erklären dann noch Abends in den prayer meeting gewöhnlich einen reichlich gemessenen Abschnitt aus den Propheten — nicht wenigstens auch befolgt?

Ganz ohne Beispiel und ein Hauptbeweis für den Eigennutz, den Müßigang und die pfäffischen Herrschgelüste dieser Hirten ist das in der letzten Zeit offen — so weit es jesuitisch zulässig war — herausgetretene Verlangen nach festen, lebenslänglichen Anstellungen, mit guten Gehalten oder eigentlich Pensionen.

Ist dieses schon ganz den Grundprinzipien des Judenthums entschieden entgegen, so haben sie auch nicht einmal die Gewohnheiten und übeln Beispiele in ihrer Umgebung zu entschuldigen; denn in Amerika giebt es fast in keinem Fache eine lebenslängliche Anstellung; und auch die Geistlichen der verschiedenen Sekten werden, wenn nicht gar nur auf eine bestimmte Zeit, entweder ausdrücklich oder stillschweigend auf good behaviour — gutes Verhalten — angestellt. Dennoch darf man diese Stellung nicht für gar so zweifelhaft und schwankend erachten; wenn der Geistliche nur irgend seine Berufspflicht erfüllt, hält die Gemeinde getreulich zu ihm, trotz der gegenseitigen Unabhängigkeit; wie ja auch durch so viele Jahrhunderte im Judenthum die nicht lebenslänglich angestellten Rabbi's bis zu ihrem Lebensende fast immer in ihren Gemeinden verblieben und Freud und Leid mit ihnen theilten. —

Um sich so viel wie möglich Anhang zu verschaffen, oder vielmehr, um es nach keiner Seite hin zu verderben, haben die meisten Rabbi-Reverends, namentlich der deutsch-jüdischen Gemeinden, das koschere Schlachten und die Ueberwachung desselben gar nicht zu ihren Functionen herbeigezogen.

Wer da Lust und Gewissenlosigkeit und gerade keine gewinnreichere Beschäftigung hat, wird Schochet und schlachtet.

Es ist mir ein Fall bekannt worden, wo in einer größeren Stadt in den Neu-England-Staaten die wenigen daselbst wohnenden Familienväter, zumeist durch ihre Frauen dazu veranlaßt, zusammentraten, eine Gemeinde constituirten

und einen ihnen gut empfohlenen Schochet- und Chasan-Reverend engagirten.

Als nach einiger Zeit eine der Frauen eine Vernachlässigung der rituellen Vorschriften am Fleische wahrnahm und den Schochet deshalb zur Rede stellen ließ, gab er lachend zur Antwort: „Hier in Amerika nehmen wir es nicht so genau.“ Der Reverend wurde sofort entlassen, und die Gemeinde löste sich wieder auf: da es in Amerika nicht so genau genommen werden darf. —

So könnte ich noch manche Beispiele vorführen, wo der fromme Sinn der Frauen Gemeinden bildet und vereinigt, die aber häufig wieder durch die Schlechtigkeit der Hirten zu Streit und Zwietracht und endlich gar zur Zersplitterung oder Auflösung gebracht werden. —

Häufig kommen aus dem fernen Westen oder Süden reiche Farmer oder Plantagenbesitzer, die lange Jahre gar nicht als Juden gelebt und amerikanische Christinnen geheirathet haben, und nun wollen ihre Frauen im Judenthume aufgenommen werden. Ein Rabbi-Reverend war bei einem solchen mir bekannt gewordenen Falle dazu, echt amerikanisch, um so weniger aber jüdisch, gleich bereit, wollte aber — und das war weder amerikanisch noch jüdisch — für die Bemühung des Religionsunterrichtes eine sehr bedeutende Summe Geldes haben. Dank der freien Konkurrenz in Amerika fand sich in einer andern Stadt ein Rabbi-Reverend, der es bedeutend billiger machte, und wahrscheinlich nun in diesem Geschäft starken Zulauf haben wird.

Das Volk durchschauet dieses verächtliche Treiben wohl; und hat mit echtem Volkswitz auch den Titel: Reverend in Rebberent umgewandelt — das heißt im Doppelsinn des englischen Wortes rent — Rabbi-Riß und auch Renten-Rabbi; ist aber durch solches Treiben und durch das schlechte Beispiel von anderswoher so abgestumpft und so corrumpirt, daß es des Scheins wegen, um das Decorum nicht zu verletzen, das

Sein, das Wesentliche vernachlässigt. Als Beweis nur folgendes Beispiel.

Asmonean und Occident — die damals alleinigen englisch-jüdischen Blätter in Amerika — erzählten viel von dem feierlichen Abschiede eines Rabbi-Reverend von seiner bisherigen Gemeinde, in einer bedeutenden Stadt im Westen, bei seiner Berufung nach einer größeren Gemeinde im Süden.

In breiter, selbstgefälliger Ausführlichkeit war da der festliche Abschiedsschmaus, das schöne silberne Service, von der tief ergriffenen Gemeinde dem scheidenden Seelsorger verehrt, beschrieben, die vielen Toaste und Hin- und Herreden genau mitgetheilt, worunter besonders die Rede des einen Präsidenten, der sonst nicht sonderlich mit dem Reverend harmonirte, durch ihre Länge sowohl, wie auch durch den Geist und das Gefühl, die sie später zu durchwehen schienen, ausgezeichnet war.

Kurze Zeit darauf, als dieser Präsident in einer andern Stadt anwesend war, gab er auf die Frage eines Bekannten, wie er mit dem Reverend plötzlich wieder befreundet worden, lachend zur Antwort: „Befreundet? wahrlich nicht; ich habe nur deshalb zu seinem Lobe gesprochen, weil er fort ging. Nicht blos ein silbernes, sogar ein goldenes Service hätten wir ihm gegeben, um nur seiner los zu werden." —

Ein gleich schmähliches Zeugniß für den Rabbi, wie für den Präsidenten!

Und doch — wie viel wahre Frömmigkeit liegt noch im Volke, die aus Mangel an Anleitung entweder ganz unterdrückt oder auf falsche Wege geführt wird, die aber, wenn ein wahrer Lehrer als Leiter dastünde, zum Segen und Gedeihen für alle Theile erwachsen könnte! Mit wahrem Hochgenusse denke ich noch des erhebenden Seder am Pesachabend bei der Frau Dr. Salomon in der Williamsstreet.

Ueber hundert Personen saßen wir da, aus allen Ländern der Erde zusammen geworfen, aber durch das heiligste

Band, durch die Religion, eng verbunden, und sangen die schönen Lieder und freuten uns bewußtvoll der Erlösung aus Egypten und der dem befreiten Sklavenvolke gegebenen Lehre, die für ewige Zeiten zum Heile der Menschheit durch uns erhalten werden soll, und die dem jetzigen Vaterlande auch in ihrer Grundlage zu seiner gegenwärtigen Freiheit verholfen hat. Ein Jude aus Süddeutschland, der denselben Tag mit seiner Familie erst angekommen war, wiederholte mit wahrhaft verklärtem Gesichte und seligem Kopfnicken unzählige Mal: „Er führte uns aus der Knechtschaft zur Freiheit!"

Ein Reverend war nicht unter uns, aber auch kein eingeborener, amerikanischer Jude. Wir waren lauter fremde Einwanderer.

Mag man auch in vielen amerikanischen Familien dieses Fest der Erinnerung, dieses ewige Fest, das uns immer in der Gegenwart durch den Spiegel der Vergangenheit den Blick in die Zukunft eröffnet, begangen haben; die in Amerika geborene jüdische Jugend betheiligt sich wenig dabei. Sie ist in ihrer religiösen Erziehung so vernachlässigt, daß ihr Feste und Festtagsfreude des Judenthums unbekannt bleiben. Trifft hier nicht wieder die Hirten der gerechte Vorwurf, ihre Pflicht vernachlässigt zu haben?

Erst im Jahre 1853 erhoben sich zwei Gemeinden — da mir ihre Benennung entfallen, kann ich sie nur nach den Straßen, als die Henrystreet- und als die Greenstreet-Gemeinde bezeichnen, weil sie da ihre Synagogen hatten — und bauten jede für sich ein eigenes Schullocal, um ordentliche, mehrclassige Schulen unter Aufsicht und Leitung ihrer Geistlichen herzustellen.

Noch waren aber die Gebäude nicht fertig, und schon erhob sich ein gewaltiger Zeitungsstreit — ich weiß nicht genau mehr, ob zwischen den Präsidenten oder Reverends der beiden Gemeinden — um den Vorzug, welche Gemeinde zuerst den Plan zur Erbauung einer Schule gefaßt habe? —

6*

Der bessere, aber schwerere Ehrgeiz: bemüht zu sein, die eigene Schule als die erste, d. h. vorzüglichste, zu erheben, schien beiden Theilen gleich fern zu bleiben. —

Wodurch die Amerikaner in der That vor allen Völkern sich auszeichnen: durch ihre guten, praktischen, Menschen bildenden Schulen, die keineswegs zwangsweise, sondern freiwillig besucht und zumeist auch freiwillig durch Privatpersonen begründet und erhalten, aber auch von amerikanischen Geistlichen und Lehrern mit vielem Eifer unterstützt werden; — diese sind bis zur allerletzten Zeit von den Juden noch wenig ausgebildet und von den Reverends noch weniger gefördert worden.

Ich könnte Manches von jüdischen öffentlichen und Privatschulen in Amerika erzählen; wenn ich aber nicht persönlich werden will, liefe Alles auf den alten Rührbrei aus, der in Europa noch öfter aufgetischt wird: Reverends und Lehrer lebenslänglich anzustellen.

So wirken üble Angewohnheiten nach, daß selbst in Amerika, wo bei anderen Confessionen weder ein Geistlicher, noch ein Lehrer bei einer Behörde lebenslänglich angestellt wird, noch es verlangt, gerade Juden diesem Verlangen nachstreben. —

Manches hier Vorgebrachte mag vielleicht nicht gar so schlimm, mag vielleicht durch schiefe Anschauung des Mittheilers unrichtig aufgefaßt sein, und wird sich keiner mehr wie derselbe, dem es nur um Wahrheit, ganz allein um Wahrheit, die den Siegel des Ewig-Unvergänglichen und Anfang, Mitte und Beginn der Sprache, in der Gott die Gebote für ewige Zeiten niederschreiben ließ, ist, darüber freuen, wenn ihm recht starke Irrthümer nachgewiesen werden. Mögen die Männer alle, die auserlesen vor dem Volke in Israel stehen, sein, wie es Jethro, der midianitische Priester schon verlangte: „biedere Männer, die (nur) Gott fürchten, Männer der Wahrheit, dem Eigennutz feind —" dann müßte auch die so geweidete Heerde aus lauter Menschen bestehen, die im und durch

das Judenthum das Menschenthum, und somit das Gottesreich auf Erden immer weiter verbreiteten. —

---

4. Christ-Israelites (Christ-Israeliten).

Als Anhang, da ich hier von jüdischen Gemeinden in Amerika sprach, glaube ich an dieser Stelle am passendsten eine christliche Sekte, die sich aber selbst „Christ-Israelites" nennt, vorführen zu dürfen.

Zu meinem großen Erstaunen hat Dr. Hermann Wimmer in seinem sonst mit Fleiß gesammelten Werke: „Die Kirche und Schule in Nordamerika", Leipzig 1853, zweite wohlfeile Auflage — wie es scheint die alte, nur mit neuem Titelblatte: Leipzig 1856 — ihrer gar nicht erwähnt, und weiß ich nicht, ob ihm diese Sekte ganz unbekannt geblieben, oder ob er sie, weil sie ihm zu judenfreundlich, vornehm ignorirte. Zu diesem Verdacht giebt mehreres in genannter Schrift Veranlassung. So z. B. wäre man dem Titel nach berechtigt, auch von den jüdischen kirchlichen Verhältnissen einige Nachrichten zu treffen; — möge sich aber kein Jude deshalb verlocken lassen, diese Schrift zu kaufen; die Einleitung schließt schon mit den Worten: „Die folgende Darstellung der **christlichen** Kirche in den Vereinigten Staaten" — er hätte sein Geld also vergeblich ausgegeben.

Echt germanisch spricht Dr. Wimmer auch von Kirche, wobei er aber, wie es scheint, keine Synagoge verstanden haben will; und Seite 3 heißt es gar: „Der Staat Rhode-Island, der sich rühmt, das Prinzip der Religionsfreiheit zuerst verwirklicht zu haben, wiewohl nicht vergessen werden darf, daß in der von Lord Baltimore begründeten katholischen Colonie Maryland schon vier Jahre früher allen christlichen (!) Bekenntnissen gleiche Berechtigung zuertheilt worden war."

Dies bringt mir unwillkürlich folgende tragikomische Anekdote ins Gedächtniß. Im Sommer 1844 gab es in Prag einen Arbeiteraufstand, dem das Gerücht um so größere Bedeutsamkeit beilegte, als kein einziges österreichisches Blatt davon Erwähnung that, wiewohl die Thatsache unzweifelhaft fest stand.

Es war daher natürlich, daß die meisten Reisenden auf der Bahn von Leipzig nach Dresden einen durch seine gemüthliche Schwatzhaftigkeit und durch seine Aussprache den Oesterreicher verrathenden Passagier gespannt nach Neuigkeiten aus Prag, wo es blutig zugegangen sein sollte, fragten.

„Glauben's doch nit, meine Herren — war die naive Antwort — sie haben keinen Menschen nix nicht gethan; nur a paar Juden haben's todt geschlagen."

Herr Wimmer scheint zu der jungen theologischen Clique zu gehören, die gern an den Juden zu Rittern werden will; so spricht er auch S. 24: „daß — bei uns — (in Europa) wo mit Ausnahme weniger Orientalen, alle Menschen Christen sind."

Noch eine andere Verwandtschaft mit diesen jungen Theologen verräth auch Herr Wimmer durch seine absprechende Ignoranz, indem ihm der einfache Text der heiligen Schrift so gar fremd ist.

Seite 109 wird er, weil die Amerikaner keine christlichen Festtage außer dem Sonntag feiern — stark an den mosaischen, antirömischen und aller Feier abholden Charakter des alten Puritanismus erinnert. Aber Herr Doctor, wo ist Deuteronomium 16, 11: „Du sollst fröhlich sein vor Gott" — 16, 15: „Du sollst fröhlich sein an deinem Festtage und der Fremde" — und 16, 15: „Du sollst fröhlich sein?" —

Die Christ-Israeliten besuchte ich im Jahre 1853 öfter, sowohl Sonnabends wie Sonntags, bei ihrem Gottesdienste. Er begann mit Gesang, dann wurde anfangs von einer Frau — sie wurde mir als Mrs. Bishop, eine Schottländerin, Begründerin dieser Sekte genannt — in feurig beredter biblischer Sprache englisch gepredigt, zum Schluß wieder gesungen und dann über manche, zumeist religiöse, ihre Sekte speciell berührende Fragen discutirt. Männer und Frauen saßen in dem einfachen, gut geheizten Saale zusammen, die Frauen in sittiger, einfacher, sonst aber nicht abstechender Tracht, die Männer aber hatten alle den Quäkerfrack mit steifem Kragen und trugen starke Zöpfe.

Als ich nach mehrmonatlicher Abwesenheit wieder nach New-York kam und da auch wieder die Christ-Israelites besuchte, wurde von den bezopften Männern deutsch und englisch gepredigt — Mrs. Bishop war nach dem Westen gegangen — zwar im Geiste ihrer Begründerin, aber nicht so geistreich.

Der Haupt- oder vielmehr einzige Inhalt dieser Predigten war: Gott zu danken, daß er seinen Dienern, die dem wahren Volke Israels entstammen, es offenbart und ihnen zugleich ihre Abkunft nach den Stämmen kund gegeben habe; und Ihn ferner zu bitten, ihren Brüdern von den Erzvätern her auch die Augen zu öffnen und sie ihnen zuzuführen, daß sie auch des Heils theilhaftig würden. —

Trotz des Aussprechens nach dem Gottesdienste, war es wahrzunehmen, daß sie noch Geheimnisse hatten; und als ich einst einen Redner, der vom Stamme Sebulun sein wollte, fragte, wie er das so genau wisse, da ich, wiewohl als Jude geboren, meinen Stamm nicht angeben könne; — machte er ein geheimnißvolles Gesicht und versicherte mir, das wäre ja eben die Offenbarung Gottes. Er könnte mir auch meinen Stamm nennen; er zweifle aber gar nicht, daß mir dies

schon selbst offenbart, und ich einer der Erleuchtesten von ihnen werden würde.

Ich erschrak ordentlich ob dieser Verheißung und fragte mich nur schnell in meinem Innern: ob ich nicht ein Cohen und etwas eitel und von hierarchischem Gelüste beseelt geworden? war aber sehr zufrieden, als ich — Gott sei ewig Dank dafür! — nicht die geringste Neigung oder Offenbarung dazu in mir verspürte.

Der Mann gab sich viele Mühe mit mir und ersuchte mich, ihn nach seiner Behausung zu begleiten. Von Geburt war er ein Deutscher, ein Schwabe, aber schon in frühester Jugend mit seinen Eltern nach Amerika gekommen und der deutschen Sprache nur wenig mächtig; seines Zeichens ein Conditor.

Er versicherte mir, er habe, „seitdem Gottes Gnade über ihn gekommen", seit etwa drei Jahren, wo er zugleich die Circumcision, die bei ihnen durchgängs eingeführt, an sich vornehmen ließ, — Gottes Befehl gemäß keine Figuren aus Zucker, weder von Menschen noch von Thieren mehr gemacht; wiewohl diese Arbeit früher sein Haupterwerbszweig gewesen.

Er war in der Bibel sehr bewandert und hatte eben, wiewohl er etwa funfzig Jahre alt sein mochte, erst begonnen, das hebräische Alphabet zu studiren, um die Bibel in der Ursprache lesen zu können.

Nach seiner Angabe bestand die Sekte schon seit dem Jahre 1819, er wollte aber nicht weiter mit der Sprache heraus, sondern meinte, dergleichen Geheimnisse könne man nur Freitag Abend bei ihrem Gottesdienste erfahren. Zu diesem Gottesdienste kämen aber nur die Eingeweihten, die durch die Sabbathweihe hoher Offenbarungen gewürdigt werden. So habe er in Betreff meiner seit langen Jahren, noch bevor ich Europa verlassen, schon Offenbarungen empfangen — und doch war er erst drei Jahre Mitglied dieser Sekte! — die er mir nächsten Freitag, sobald ich die Erklärung abgebe,

zu ihnen zu halten, bei Einführung zu ihrem geheimen Gottesdienste eröffnen werde.

Ein eigenes, unheimliches, phantastisch-mystisches Feuer brannte bei diesen Worten wie halber Wahnsinn in seinen Augen; er drückte krampfhaft meine Hand; ich aber, als abgesagter Feind jedes nebelhaften Mysticismus, mit dem das im gläubigen Vertrauen klar erkennende Judenthum nach Deuteronomium 29, 28. nichts zu thun haben darf und will; versicherte ihm, er müsse mit seinen Offenbarungen hinsichtlich meiner Person sich täuschen; ich fühle mich weder zu diesen, noch zu anderen Geheimnissen hingezogen: da mir die Offenbarungen Mose's und der Propheten offen und klar und wahr vor Augen lägen. —

Es war mir lieb zu hören, daß trotz des längeren Bestehens dieser Sekte sich nie ein geborener Jude zu ihnen gehalten.

---

5. Independent Order of B'nai B'rith.

(Unabhängiger Orden der B. B. Bundesbrüder.)

Göthe läßt im Wilhelm Meister die geheime Verbrüderung zum größten Theil nach Amerika auswandern, und mit Recht.

Es scheint wirklich, als ob die Sucht der Menschen zur Geheimbündelei in Amerika zur größten Entfaltung gekommen, und in der weitesten Verbreitung vorhanden sei.

Abgerechnet die Freimaurerei mit allen ihren Ausflüssen und Auswüchsen, die besonders allgemein und verbreitet ist; giebt es „Odd Fellows“ und „Old Fellows“ und Gott weiß, welche Gesellen und Brüder noch, die, wie fast immer Vereine, besondere Absichten und Zwecke verfolgen, alle unter der Maske der Verbrüderung vielmehr eine Isolirung und Separation bewirken; und die sich gewissermaßen im Know-

nothingismus zur äußersten, zur fein getriebnen und daher schnell brechenden Spitze erheben.

Die Ursachen hiervon sind, vielleicht mit Ausnahme des Freimaurerordens, der sehr früh in Amerika auftrat und besonders während des Unabhängigkeitskrieges seine Wirksamkeit bethätigte, — zumeist in der schrankenlosen Freiheit auf diesem Gebiete, die häufig in Willkühr ausartet, und in der Nachahmungs- und Geheimnißsucht der Menschen zu suchen. Irgend ein Abenteurer, gleichviel ob nur ein solcher, oder ein gar mit Absicht betrügender, sucht und findet bald einige Anhänger, die er entweder von seinen Absichten unterrichtet und ihr Interesse mit verbindet, oder durch einen geheimnißvollen Nimbus, vereint mit einem versteckt-öffentlichen Schaugepränge: schön ausgeführte Patente, reich verzierte Regalias — die Zeichen des Ordens und der verschiedenen Würden in demselben — und dergleichen besticht. Diese werben mit vielem Eifer, eine Anzahl Mitglieder ist bald gefunden, und damit ein neuer Orden gebildet. Häufig kommt es wohl vor, daß ein solcher geheimer Orden (secret Order) durch die gar zu offen dargethane Absicht der Begründer und Leiter auf die Beiträge der Mitglieder eben so schnell, geheim oder öffentlich, in sein ursprüngliches Nichts zurückfällt; doch ist wenig damit gewonnen. Bald werden die Betrogenen, die den Humbug abgelernt, zu Betrügern, und es tauchen bald wieder neue geheime Orden auf, um zumeist eben so schnell wieder zu vergehen.

Solches Unkraut jedoch, das über Nacht entsteht und vergeht, hat weiter keinen großen Nachtheil und kann unbeachtet seinem Schicksal überlassen bleiben.

Zuweilen aber greift ein solcher Orden festere Wurzel; die scheinbaren Vortheile veranlassen manchen Theilnehmer gegen seine bessere Ueberzeugung daran festzuhalten; manchen mag auch Furcht abhalten offen aufzutreten, — jedermann weiß ja, daß ein angesehener Amerikaner, Namens Morgan,

der gegen das Treiben des Freimaurerordens gesprochen, spurlos verschwunden ist — und so sieht man diese Wucherpflanzen sich immer weiter ausdehnen, und bessere Keime unterdrücken. —

Leider haben sich auch unsre Glaubensgenossen im Nachahmen solch unsaubren Treibens gefallen, und halte ich es für meine Pflicht, mich offen darüber auszusprechen. Ohne Zorn und ohne Leidenschaft, aber in der Hoffnung, daß das wahre, ehrlich gemeinte, von Herzen kommende Wort eben eine solche Aufnahme und Beantwortung in demselben Sinne finden wird. Sollte ich mich in dieser Annahme täuschen, so zweifle ich jedoch nicht, daß mindestens einzelne Personen die Wahrheit meiner Angaben und die Lauterkeit meiner Absichten erkennen und demnach handeln werden, und will ich auch mit solchem Erfolge schon zufrieden sein. Jedenfalls will ich mit möglichster Schonung zu Werke gehen, und nur Thatsachen mittheilen.

Es mögen etwa zwölf Jahre her sein, als in New-York mehre Männer jüdischer Religion, deutscher Abkunft den geheimen Orden B'nai B'rith stifteten, der nun tausende von Mitgliedern zählt und durch ganz Amerika in vielen Logen weit verbreitet ist. Sogar auch eine Frauenloge giebt es, von der viel Komisches, aber wenig Erfreuliches berichtet werden könnte. —

Dieser Orden ist dem der Freimaurer stark nachgebildet:

— „Wie er sich räuspert, und wie er spuckt,
Das hat man glücklich abgeguckt;" —

und nur dadurch, daß nur Juden zu Mitgliedern aufgenommen werden, ein sogenannter specifisch jüdischer.

Daß es kein wirklich jüdischer — im wahren Sinne des Judenthums bedarf es erst keiner geheimen Formen und Formeln, um ein Ben Berith zu sein — zu nennen, sollen die folgenden Mittheilungen darthun.

Wollen wir die Männer, die ihn begründeten und die zum Theil noch an der Spitze desselben stehen, nicht geradezu

des Humbugs, der geflissentlichen Täuschung bezüchtigen, jedenfalls dürfen wir ihnen zurufen, wie dem Könige der Chasaren zugerufen wurde: „Dein Wille aber nicht dein Handeln ist wohlgefällig!"

Wenn gar euere Absicht lobenswerth war, euere Handlung ist's gewiß nicht. —

Gleich bei der Aufnahme, wo der Novize unter vielen Alfanzereien, bei welcher Gelegenheit sich oft die Gassenjungenlaune eines einführenden Mitgliedes geltend macht, einen Eid zu leisten hat, wird gegen eins der bedeutendsten Gebote des Judenthums: Du sollst den Namen des Ewigen deines Gottes nicht vergeblich aussprechen — gröblich gesündigt, und diese Sünde noch oft dann, bei Ertheilung der Grade oder Erlangung einer Würde wiederholt. — Ferner ist sowohl die Geheimnißkrämerei, wie das Ausschließen der Nichtjuden ganz unjüdisch. Letzteres könnte ich fast mit „Christlich" bezeichnen, als es häufig Proselyten macht: Schreiber dieses hat mehrere Juden gewordene Christen in den verschiednen Logen des Ordens B. B. gesehen.

Das Judenthum ist aber eben so wenig bekehrungssüchtig, wie abstoßend; es will weder werben, noch herrschen: nur überzeugen. —

Zum Anfang mögen Nachahmungssucht, vielleicht auch der Wunsch, im freien Lande der ungewohnten Freiheit sich nach allen Seiten zu bemächtigen, zumeist zur Begründung der ersten Loge veranlaßt haben; bei der weiteren Ausbreitung und Vergrößerung des Ordens sind jedoch die traurigen Folgen des krankhaften Ehrgeizes und des make money-Strebens, (des Geldmachens) und vielleicht noch Schlimmres unverkennbar. Wie ließe sich denn sonst die Bildung der die anderen Logen überwachenden und beherrschenden Distrikts- und Constitutions-Großlogen, und die ein Nichts für theures Geld verkaufenden Gradenlogen erklären? die Inconsequenzen mehren sich der Art, daß man in einer Constitution die etwa 70 §§.

enthält, über 20 §§. mit Strafen findet, und da man gleich bei der Constitution, wahrscheinlich zum Nutzen eines industriösen Buchdruckers, auch noch Nebengesetze geben muß, sind auch da in ungefähr 40 §§. ein Drittel davon mit Strafen gefüllt. Da jedoch diese Strafen häufig nach Laune und Willkür des Präsidenten verhängt oder erlassen werden, so scheinen sie, nächst der Geldmacherei, auch nur die bequemere Lenkung etwaiger Dissidenten zu bezwecken.

Als ganz was Besonderes muß man die Reisekarten, die der Orden ertheilt, erwähnen, in einem Lande, dessen gastfreundliche Ufer der Fremde betreten und das er nach allen Richtungen bereisen kann, ohne irgend eine Legitimation zu brauchen! —

Hier scheint die persönliche Speculation eines Lithographen mit der gesammten Großloge: auf jedem nur irgend möglichen Wege Geld zu machen — Hand in Hand gegangen zu sein. Wir lassen der Sonderbarkeit wegen die Beschreibung eines solchen uns vorliegenden Passes folgen.

Auf einem sauber lithographirten, mit Blumen, Gewinden, Vögeln, der Stiftslade mit den Cherubim, dreifach verschlungnen Triangeln mit Sternen, wandernden, mit Stab, Ränzel und Flasche versehenen Handwerksburschen verziertem Quartblatte, ist über einem fliegenden Band, mit der Inschrift: Benevolence, brotherly Love and Harmony — Wohlthätigkeit, Bruderliebe und Eintracht — ein Bienenkorb.

Links ist in einem Kreise der amerikanische Adler und das Sternenbanner, die Tafeln mit den zehn Geboten haltend, und die Umschrift:

Constitution Grand Lodge I. O. B. B.

In der Mitte ist der eigentliche Paß, wie folgt:

Independent Order of B'nai B'rith to all whom it may concern, this Certifiet that — hier wird der Name eingeschrieben — whose name is written in the marigin of this Card in his own proper handwriting,

is a member in good standing of . . . Lodge No. . : — hier steht der Name und die No. der Loge — hold in — and working under a Charter duly granted by authority of the W. D. Grand Lodge sanctioned by the M. W. Contitution Grand Lodge. Therefore we recommend him to your Friendship, love and protection and admission in all regular Lodges of B. B. for the space of . . . months from this date and no longer. Said Brother has received . . degrees and is entitled in case of sickness to . . . dollars a week by the Bylance of this Lodge. In witness whereof We have subscribed our names and affixed the seal of our Lodge this — day of . . Five thousand six hundred and — (185)

P. (Präsident).
Scty (Secretary).

Füge ich noch hinzu, daß solch eine Karte ein Viertel-Dollar kostet und nur dann, wenn das Mitglied seine Beiträge voraus bezahlt, höchstens auf ein Jahr gegeben wird; dann habe ich wohl für jeden Unbefangenen hierbei genug gesagt.

Aber — wird man fragen — wie kommt es, daß dennoch dieser Orden bei solchem Treiben sich so lange behaupten und sogar an Ausdehnung immer mehr gewinnen konnte? —

Ohne erst auf ähnliche Geheimbünde, die sowohl durch den Zauber des Geheimnisses, wie auch durch die, unter diesem Deckmantel leichter zu erreichenden Zwecke, sogar trotz öfterer Verfolgung, bestehen, zu verweisen, brauche ich nur die Mitglieder des B. B. nach ihren verschiedenen Klassen vorzuführen, um die Lösung des Räthsels zu geben.

Die erste Klasse, die Chorführer, namentlich jene, die die fromme Ausbildung des Ordens unternahmen, sind unbedingt

von selbstischem, eigennützigen Treiben nicht freizusprechen. Ist es auch nicht immer der gemeine Eigennutz, der ziemlich plump auftritt und wie oben angeführt, Buchdrucker und Lithographen beseelt, oder einen Stickereihändler veranlaßt, auf prachtvolle Regalias hinzuwirken und die Lieferung derselben zu übernehmen; so giebt sich dem aufmerksamen Beobachter ein gefährlicher, weil im Dunkeln schleichender Jesuitismus kund, der eine dem Judenthum ganz fremde Pfäfferei einführen will.

Zu Sekretären der anfänglich nur wenigen Logen mußten zumeist Lehrer und Kantoren gewählt werden. Die größere Muße dieser Leute einer- und die große Unwissenheit der übrigen andrerseits, nöthigte förmlich zu diesen Wahlen. Mit der Sekretärstelle ist der Weg zum Präsidentenstuhl gebahnt; — hiermit also schon zum Theil der Schlüssel gegeben, wie und warum in kurzer Zeit neue Logen gebildet wurden. Da zur Einrichtung einer neuen Loge an Orten, wo noch keine war, eine Deputation der Großlogen zur Installirung sein muß, eine jede Loge — laut der Constitution — aber die aus ihrer Einrichtung hervorgehenden Kosten allein zu tragen hat, so ist auch hieraus ebenfalls die Verbreitung des Ordens, selbst bis nach Kalifornien, theilweise zu erklären.

Als gar erst Männer des Wissens nach Amerika kamen, wurden sie von den unschuldig Unwissenden mit Ehrerbietung aufgenommen und hochgestellt. Von diesen aber waren viele umgekehrt wie im Lustspiele: „gute Musikanten, aber schlechte Leute." Sie erkannten mit der solchen Leuten eignen Schlauheit, wie sie den Orden für sich und ihres Gleichen benutzen könnten und suchten die bis dahin noch ziemlich lose Form immer mehr zu versteinern. Zu ihrer Entschuldigung muß jedoch auch gesagt werden, daß Nachbeterei und kindischer, spielerischer Ehrgeiz ihnen, wenn nicht gar entgegenkam, mindestens ihre Arbeit gar sehr erleichtert, und sich mit dem Pfaffenwesen vereinigte.

Dieses ist der Hauptgrund, der mich veranlaßt, den Or-

den J. O. B. B. vor die Oeffentlichkeit zu bringen: ich halte es für meine Pflicht, meine Glaubensgenossen jenseits des Oceans aufmerksam zu machen, daß sie auf ihrer Huth sein mögen. —

Eine zweite Klasse der Mitglieder findet es schön, mit verschieden farbigen Regalias im hellerleuchteten Saale zu sitzen und nach fertig geschnittenen Schablonen allmälich selbst bis zum Präsidentenstuhl vorzurücken. Wie naiv solche Leute in ihrer Beschränktheit sein können, fand ich oft; z. B. als ein Mitglied, das in seiner großen Aufklärung des Arbah Kanfoth spottet, bei Gelegenheit, wo über die Mittel zur Hebung der Würde des Ordens gesprochen wurde, im vollen Ernst die Anschaffung neuer, bunt und mit Silber und Gold gestickten Regalias in Vorschlag brachte. Da dieses Mitglied weder selbst mit Stickereien handelte, noch auch in seiner Verwandschaft einen Händler mit dergleichen hatte, so gehörte dieser Vorschlag zu den seltenen, die rein (?) zur Wohlfarth des Ordens vorgekommen.

Daß außer dieser Lust am Schein und Prangen auch viele, namentlich deutsche Juden, die Freude einen eignen Orden zu haben, wo sie sonst im Vaterlande nicht einmal Freimaurer sein konnten — ködert und festhält, will ich nicht in Abrede stellen.

Die mehr deutsche noch, wie jüdische Unart: sich der Heimat und der heimischen Sprache und Weise zu schämen, wird in mancher Loge von den Begründern auch schlau benutzt, um nur die englische Sprache bei den Versammlungen zu gestatten. Dadurch ist dem Neuangekommenen, der noch Klarheit des Blickes genug hat, um dieses Treiben zu durchschauen, die Rede benommen; und bis er der fremden Sprache kundig wird, ist ihm in der Dunstatmosphäre, oder durch andere Mittel, längst die Nebelkappe aufgesetzt.

Da hat ein andrer jüdisch religiöser Verein in N. Y., der am siebenten Adar Abends seinen Stiftungstag festlich

begeht, nachdem er den Todestag Moses mit Fasten zugebracht, würdiger und mit mehr Karakter in seinen Statuten ausschließlich die deutsche Sprache für die Verhandlungen und Vorträge bestimmt. Hört man auch da zuweilen eine Sprache wie in Deutschland nur auf den Jahrmärkten bei den Kleinhändlern, und findet auch mancher der Redner es nöthig, sein unklares holpriges Deutsch in reines Englisch zu übersetzen und zu seiner Entschuldigung hinzuzufügen: wie er in der Heimath von frühester Jugend hätte auf Erwerb für seine Angehörigen ausgehen müssen, daher keinen Schulbesuch gekannt habe, bis erst im neuen Vaterland die Public school ihn aufgenommen; — so verdient doch die ächt jüdische Dankbarkeit und Energie Anerkennung. —

Wie viele deutsche Nichtjuden schämen sich in Amerika, wie überhaupt im Auslande, ihres Vaterlandes, ihrer Landsleute und ihrer Sprache!

Doch zurück zum Orden B'nai B'rith! Die dritte und Haupt-Klasse seiner Mitglieder be- und entsteht aus dem Troß der Einwandrer, die mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, einem Verein beizutreten, der schon durch sein stattliches Eigenthum imponirt, und obendrein noch den Einsamen und Verlassenen Zusammenkünfte, Gesellschaft, Unterhaltung und Belehrung, und, im Falle des Erkrankens, Besuche der Brüder und Unterstützung in Aussicht stellt und — zum Theil mehr gewährt.

„Nun, höre ich Viele ausrufen — da hat man wahrlich keine Ursache den Orden und seine Stifter anzuklagen, da deren große Nützlichkeit der Kläger selbst zugesteht?!" —

Es fällt mir aber gar nicht ein, mit diesem offnen Aussprechen der Wahrheit irgend ein ganz unverdientes Lob für den Orden verbinden zu wollen. Dieser ist, trotz des geringen Nutzens, den er zuweilen gewährt, in seiner Wirkung schädlich, nur hat er es verstanden, durch eine falsche, vorgenommene Maske darüber lange Zeit zu täuschen.

Ueberall wo Menschen zu irgend einem Zweck sich verbinden, muß — mindestens scheinbar — ein höheres Ziel aufgestellt werden, um die Menge zu sammeln und zusammenzuhalten.

Dem Juden ist in mehr oder weniger klarem Selbstbewußtsein, der mit Unrecht unterdrückte Glaubensgenosse theuer und seinem Herzen nahestehend: die Stifter des Ordens haben es daher gar schlau verstanden, diese Saite voll und kräftig anzuschlagen, um sie in gleichgestimmte Herzen wiedertönen zu lassen.

Schön klingen daher die Worte in dem Vorwort zur Ordens-Constitution:

„Schon an 4 Jahrtausende sehen uns diesen weihevollen Namen tragen, „Söhne des Bundes," der errichtet worden mit den frommen Ahnen in grauer Vorzeit und erhalten blieb ihren spätesten Enkeln, „Söhne des Bundes," gestiftet mit dem erlösten Volke und gewährt seinen zerstreuten Resten bis auf diesen Tag. Und dieser große Zeitraum hat auch uns gesehen unter der Bundesfahne ziehen, von Land zu Land, von einem Welttheil zum andern; bald zum Siege, zur Erlösung in vereinter Macht, bald zur Schmach, zur Knechtung in gebrochener Kraft; Höhen und Niederungen, Ehre und Schimpf, Freude und Trübsal wechselten, aber der Bund blieb und seine Söhne haben ihn nicht verlassen."

„Wie musterhaft erfüllten sie die Pflichten des Bundes fürs Leben und den Frieden!"

„Die Opfer, die gebracht wurden, kein andres Volk kann sich ihrer Größe rühmen, beispiellos waren die Anstrengungen und Leistungen zur Aufhilfe, zur Unterstützung; Mitleiden und Theilnahme erfüllten alle Herzen, Milde und Wohlthun alle Hände in ungekannter Weise: so daß selbst die heftigsten Widersacher das Geständniß nicht verweigern und den Ruhm der Wohlthätigkeit preisen an den Söhnen des Bundes, die sie übten fürs Leben."

„Und war es anders um den Frieden? Was konnte ihn stören, was die Eintracht vernichten im Bunde? — — der Fremdling fand die Heimath aller Orten wieder: „Eine Lehre, ein Gesetz soll euch Allen sein" war das lebendige Wort in ihrem Friedensbunde."

„Diese glorreiche Vergangenheit ist das kostbare Vermächtniß unsrer Vorfahren, das uns begleitet, wohin wir unsere Schritte wenden; aber mit der Würde geht auch die Pflicht zur Seite, und dem Ehrennamen folgt auch der Beruf zu seiner Wahrung."

„Wir sind in einen neuen Welttheil eingetreten, haben den Fuß auf freundlichen Boden gesetzt, von edlen Menschenbrüdern freudig begrüßt." — — —

— „Doch noch haben wir Wunden zu heilen, die uns das harte Geschick in der alten Welt geschlagen, Schmerzen zu stillen, die noch lange nachempfunden werden. — Gebeugt am Leibe, gedrückt im Geiste wallen unsre Brüder aus allen Enden ihrer Zerstreuung dem Asyl der Freiheit, dem gelobten Lande zu, um seiner Segnungen theilhaftig zu werden. Kraftlos, der Mittel beraubt, des Erwerbs unfähig, oft betreten sie die Ufer, unkundig der Sprache, ohne Weisung für das Fortkommen, ohne Obdach zum Bleiben ziehen sie umher und ersehnen die Bruderhand, die Hilfe reicht, Stütze bietet und freundlich die Wege des Lebens zeigt; dazu bedarf es der brüderlichen Einigung, des Bundes für's Leben."

„Mehr aber noch der Frieden. Sitten und Bräuche, — — Gewohnheiten — treten oft in Widerstreit und bedrohen die Eintracht, die so lange, so ruhmreich gewaltet hat im alten Bunde."

„Darum denn dieser neue Friedensbund." —

Wenn aber nach zehnjährigem Bestehen dieses neuen Friedensbundes einer der Mitbegründer desselben in voller Versammlung eingestehen muß, wie der Orden bis jetzt noch immer mit der Organisation in sich vollauf beschäftigt und

daher noch nicht im Stande gewesen, nach außen hin eine Thätigkeit zu entwickeln; — da muß man wohl endlich fragen: warum bleibet ihr nicht einfach „Söhne **des** Bundes“, wie es eure Väter, in ihrer prunklosen, aber segensreichen Weise „seit vier Jahrtausenden gewesen?“ — und die langjährige Wirksamkeit des „neuen Friedensbundes“, wie sich solche in ihren Resultaten kund giebt, mit dem Orakel der Wahrheit beleuchten.

Daß hier ein wahrer „Sohn des Bundes“, d. h. der Väter spricht, der nur darum Mängel aufdeckt, um sie wegzuschaffen, werden gewiß viele Theilnehmer des „neuen Friedensbundes“ an der Schonung, mit der er nicht blos aufdeckt, sondern auch verdeckt, erkennen; jedenfalls aber jeder Unbefangene einsehen, daß hier kein Verrath, kein Eidbruch gegen den Orden begangen wird, obwohl Manche sich gewiß bemühen werden, es so darzustellen.

Die großen Geheimnisse des Ordens, nämlich: die Zeichen, Grade, Paßwörter und andere Spielereien und Lappalien werden, da einmal ein Eid, wiewohl kein freiwilliger, darüber geleistet worden, unberührt bleiben, dagegen die allgemein bekannten öffentlichen Geheimnisse in geordneter Zusammenstellung vorgeführt.

Das schöne, dem Orden zu eigen gehörende Gebäude: Covenant-Hall — Bundeshalle — in der Orchand-Street in No. 9. giebt gleich in seiner äußeren Erscheinung Kunde von der Hauptrichtung, die der „neue Friedensbund“ in der neuen Welt sich angeeignet hat und weiter auszubilden sich bemüht. Die Restauration und Bierschänke im Erdgeschoß weisen klar hin auf das Bestreben des Geldmachens (make money).

Ein wahrhaft jüdischer Verein hätte vor Allem daran gedacht, ein Nachweisungs- und Unterstützungsbüreau, zunächst wohl für jüdische Einwanderer, aber ohne andere Confessionen

auszuschließen, zu begründen und so nach echter Väter Weise dem ersten und dringendsten Hauptbedürfniß abgeholfen.

Wer Amerika und besonders New-York kennt und das Wirken der dasigen Gesellschaften zum Besten (?) der Einwanderer, mußte vielmehr bemüht sein, wenigstens keine neuen Wunden schlagen zu lassen, wie die Heilung alter zum Vorwand zu nehmen.

Bei der jetzigen Gestaltung des Ordens und seiner ganzen bisherigen Wirksamkeit ist er durch alle seine Lagen, abgerechnet seines religiösen und mystischen Deckmantels, der aber weder Religion und noch weniger Judenthum ist — höchstens kaum als Kranken- und Wittwen-Unterstützungs-Assekuranz zu betrachten. Die Organisation des Ordens ist ganz geschäftlich. Dahin weist auch das verschiedene Eintrittgeld, je nach dem Alter der Kandidaten, die überhaupt nur vom 21. bis zum 45. Jahre aufgenommen werden; die Zulässigkeit zu den Genüssen erst nachdem ein Bruder zwölf Monate Mitglied gewesen und in dieser Zeit seine Beiträge pünktlich gezahlt hat; und für die Staaten, wo das gelbe Fieber herrscht (N. u. S. Carolina, Alabama, Georgia, Texas, Florida, Louisiana und Mississippi) nur während der fünf Wintermonate vom December bis April.

Dies ist Alles sehr kaufmännisch und vorsichtig, aber keineswegs jüdisch-religiös, erfordert auch keinen geheimen Orden und berechtigt noch weniger zu der Bezeichnung B'nai B'rith.

Wodurch aber dieser geheime Orden sich viel von einer wohlgeordneten und überwachten Versicherungs-Gesellschaft, und keineswegs zu seinem Vortheil unterscheidet, das ist auch eine häufig unmotivirte, oft aber noch schlimmere Vergeudung der ihm anvertrauten Gelder. Als unmotivirt z. B. muß man es bezeichnen, daß ein erkrankter Bruder, der höhere Grade erhalten — das heißt: bezahlt hat, denn nur davon hängt die Gradeverleihung, die weiter auch gar nichts bezweckt,

ab — um $^1/_4$ oder gar um $^2/_5$ mehr wie Brüder ohne Grade bekommen soll; eine ganz nutzlose Verschwendung ist aber die festliche Begehung des Stiftungstages der Loge, oder Ehren(?)geschenke für Begründer derselben, die entweder ganz aus der Kasse bestritten werden, oder doch bedeutende Ueberschüsse aus dieser erhalten.

Ohne jede Uebertreibung halte ich mich zu der Annahme berechtigt, daß mindestens die Hälfte der Summen, die der Orden einnimmt, so nutzlos ausgegeben werden.

Von einer Loge weiß ich es ganz sicher, daß ihr Vermögen nach Ablauf des ersten Jahres noch nicht die Hälfte der gezahlten Eintrittsgelder und Beiträge ausmachte, und doch waren, laut früher erwähnten Statuts, noch keine regelmäßigen Abgaben erfolgt. Eine einzige außerordentliche Unterstützung wurde der Wittwe eines Bruders aus einer andern Loge bewilligt. Es kostete Mühe, den Präsidenten zur Verausgabung dieser zehn Dollar zu bewegen; um so schneller war er aber zu einem Zuschuß von etwa dreißig Dollar aus der Logenkasse zu einem Festmahle bereit. —

Giebt es auch Logen mit bedeutenden Kapitalien, — die eben deshalb neue Mitglieder gar nicht oder nur mit vielen Erschwernissen aufnehmen, — so haben sie es nur dem Umstand zu danken, daß viele Mitglieder austraten oder fortzogen und so ihre Einzahlungen verfallen ließen, oder von den Genüssen keinen Gebrauch machten.

Eine offene Rechnungslegung und genaue Revision würde gewiß meine Angabe vollkommen bestätigen; ja vielleicht — rechnet man auch die besonderen Ausgaben der einzelnen Mitglieder auf Parade-Regalias u. a. noch hinzu — wohl als zu gering darstellen. Freilich müßte die Revision anderer Art sein, wie die jenes Ausschusses, der, bei Untersuchung des Verfahrens eines Trustee's (Bevollmächtigten), das ihm zur Anlegung in einer Sparkasse (Savingsbank) übergebene Geld der Loge in seinem eigenen Geschäfte zu verwenden — nichts

Ordnungswidriges fand und nach abgemachter Sache, zur Abkühlung des großen Eifers, sich bei Taylor mit Eis traktiren ließ.

Hin und wieder dürften auch mancherlei andere Heimlichkeiten aufgedeckt werden, und die regelmäßige Erkrankung mancher Mitglieder zur geschäftslosen, und eben so pünktliche Wiederherstellung zur Geschäfts-Zeit zwar zur glücklichen Industrie des Humbugs gehörig erkannt werden, keineswegs wäre aber hierzu ein geheimer Orden nöthig, und noch weniger die Bezeichnung „Ben Berith“ zu mißbrauchen.

Auch um den Frieden und um die Eintracht im Bunde sieht es mißlich aus. Durch die strengen Vorschriften und Strafen ist freilich eine äußerliche Anständigkeit zur Noth zusammengeflickt, in Wirklichkeit aber liegen Streit, Hader, Neid, Mißgunst, Ehrgeiz und noch schlimmere Leidenschaften zu Grunde, und lauern nur der Gelegenheit, sich zu erheben und geltend zu machen.

Ich halte es für unangemessen, dies hier weiter auszuführen, und will nur Folgendes als besonders charakteristisch, wie weit der wahrhaft jüdische Geist aus diesem Kreise gewichen ist und wie dafür ein anderer unsauberer in ihm Platz gegriffen, erwähnen.

Die „B'nai B'rith“ vergessen gar oft der früheren allgemeinen Vaterlandslosigkeit wie des jetzigen gemeinsamen Vaterlandes, und da kommen im „geheimen Orden“ dann sehr offen die Unterschiede der Nationalität zur Sprache. Tragikomisch war es nun, wenn zwei Hauptfraktionen sich gegenseitig darauf bezügliche Schmeicheleien beilegten; die eine nennt die andere: „baierische Jesuiten“, und bekam dafür: „großpolnische oder p . . . Spitzbuben“ im Tausch; wirklich traurig aber, daß beide Parteien leider die Wahrheit sagten, die B. B. ganz verschwunden waren, und der schlaue Jesuitismus wirklich fast immer die einfache Spitzbüberei betrog. —

Aber — „der geheime Orden B. B. hatte bei der rohen

Masse seiner ganz versunkenen Mitglieder, die theils ungelehrt, lässig, eigensinnig, eigennützig und böswillig, zu viel für die innere Organisation zu wirken; und da muß jeder wohl anerkennen, wie viel bereits zur allgemeinen Bildung geschehen!" — so schreibt mir buchstäblich ein persönlich höchst achtbarer, aber eben seit langen Jahren im Orden versunkener Mann. Nun wohl, wir wollen auch diese Mittel zur Bildung vorführen, obgleich man an den dargelegten Resultaten schon genug haben und sie an ihren Früchten erkennen sollte.

Wir treten denn zuerst in das einfach meublirte Lesezimmer der B. B. ein. Einige jüdische und andere politische und belletristische Blätter liegen da aus, aber zumeist einige Monate alt: sie müssen ja früher bei sämmtlichen Comité-Mitgliedern, deren Anzahl bedeutend ist, privatim herumgehen. Daher darf es auch nicht befremden, daß bald von diesem, bald von jenem Blatte eine Nummer fehlt oder mindestens sehr unregelmäßig erscheint. Andrer Seits wird dieses gar nicht wahr-, oder wenigstens nicht übel aufgenommen. Die sehr spärlichen und nur seltenen Leser sind in der Mehrzahl schon zufrieden, wenn sie ungestört der Lektüre des „Kladderadatsch" und der „fliegenden Blätter" obliegen können.

Wir gehen weiter, in den großen, mit schönen Teppichen belegten Gesellschaftssaal. Hier befindet sich auch die Bibliothek des Ordens. Eigentlich rührt sie von einem Zweigverein, der sich Maimonides Library Association — Maimonides-Bibliothek-Verein — nennt, her, der aber nur aus Mitgliedern der verschiedenen Logen des Ordens B. B. besteht. Hier haben denn auch die Männer, die an der Spitze stehen und Bildung in die „rohe, böswillige Masse" zu bringen bemüht sind, mit vorsorglicher Auswahl theils selbst Bücher geschenkt, theils solche aus den halb zwangsweise eingenommenen Beiträgen gekauft. Die Bibliothek hat im Jahre 1853 etwa 400 Nummern enthalten.

Was würde aber wohl der herrliche klare Denker Mose

Ben Maimon dazu sagen, wenn er in einer seinen Namen tragenden Büchersammlung die Werke Alexander Dumas', Eugen Sue's und Paul de Kock's fände? Zumeist noch in schlechten deutschen Uebersetzungen, um die Bildung recht leicht in die „rohe, böswillige Masse" zu bringen. Doch halt! die gewöhnliche Masse kann dieser Perlen der Bibliothek so bald nicht theilhaft werden: sie werden zu sehr von den Spitzen der Gesellschaft in Anspruch genommen.

Um ganz gerecht zu sein, muß ich noch hinzufügen, daß sich auch der erste Theil des More Nebuchim mit Salomon Maimon's Kommentar in der Bibliothek befindet.

Jeden Sonntag Abend aber ist in diesem Saale während der Wintermonate Gesellschaft von Damen und Herren aus dem Orden, denen zuweilen Deklamation und Musik, häufiger aber noch Vorträge jeder Art zur Unterhaltung und Bildung geboten werden. Da es der sogenannten Gelehrsamkeit und Bildung nicht gelang, dem noch immer gesünderen Volkssinn auch bei diesen Vorträgen eine Ueberwachung und Censur aufzudrängen, so bemühte sie sich wenigstens, ihre eigene Persönlichkeit nach Möglichkeit in den Vordergrund zu bringen, um auch da ihre An- und Absichten zu fördern und zu verbreiten. Leider scheint dieses ihnen nach den neuesten Berichten aus Amerika auch gelungen; und nur dieses konnte mich veranlassen, meine Erfahrungen über den Orden B. B. und über das Treiben in demselben, die aus dem Jahre 1853 herrühren, hiermit zu veröffentlichen.

Wer die Art der Lectures (Vorlesungen) in Amerika kennen gelernt hat, wird wissen, daß dabei irgend ein versteckter, persönlicher Zweck zumeist beabsichtigt wird. Im Allgemeinen darf man es daher hier im Ordenssaale nicht gar so arg verdammen, wenn da einer, der bei einer Bank oder bei einer Baugesellschaft betheiligt ist, von dem Nutzen dieser Anstalten spricht; ein Theaterunternehmer über das deutsche Theater in Amerika einen Vortrag hält oder halten läßt; und Aerzte die

Gelegenheit ergreifen, über den Bau des menschlichen Körpers und über andere Zweige ihrer Kunst zu sprechen und dabei ihre werthe Person in Erinnerung zu bringen. Zuweilen wird wirklich was Gediegenes geboten und mit allgemeiner Anerkennung angenommen. So wurden Vorträge über Moses Mendelssohn, über Astronomie und über Mädchenerziehung noch lange und rühmend erwähnt. Beweise genug, wie empfänglich die Menge in Israel für das Bessere ist, wenn es ihr nur geboten wird, und die Führer den rechten Weg inne halten.

Daran aber liegt es. Die alte Klage des Gottbegeisterten Sehers: (Jesaja 3, 12.) „Mein Volk! Deine Führer leiten Dich irre und verderben Deine gebahnten Wege“ — bleibt leider immer neu, und sind es auch hier gerade die Führer, oder die sich dazu aufwerfen, die für lange Zeit den bessern Sinn und die Thatkraft des Volkes ableiten und auf Irrwege führen.

Wendete es sich auch noch mit gerechter Entrüstung von den zwar witzig vorgebrachten, aber ganz unzweideutigen Zweideutigkeiten eines solchen Reverend, der fernerhin auch keine Vorträge in diesem Saale mehr hielt; — so erfreueten und unterhielten schon mehr die Witzeleien eines Anderen, der auf gemeingehässige Weise die Ehre seines Nebenmenschen besudelte. Vor Allem aber wurden diese Vorträge benutzt, um die Menge schwärmerisch für die Pläne einzunehmen, ein Ordensorgan, eine jüdische Universität, eine allgemein anerkannte Autorität in Glaubenssachen, kurz eine rechte Pfaffen= und Geheimbundwirthschaft zu bilden.

Bei Gelegenheit eines Vortrages über die Bildung eines eigenen Ordensorgans bemerkte naiv=witzig ein Zuhörer: zu was braucht man noch ein Organ? (englisch: Orgel) Es wird schon genug Lärm gemacht! —

Ein auswärtiger, in jüdischer Geschichte reisender Reverend äußerte in seinem Vortrage: Hat einer uns Juden gekannt

und wahr gezeichnet, so ist es Shakespeare im „Shylok“ — und erreichte dennoch seine Absicht. Wieder einer wollte als Haupterforderniß jüdische Missionäre, versteht sich mit ansehnlichem Gehalt und Reisegeld haben; und wie ganz dem Judenthum zuwider dieses auch ist, es fanden sich auch dafür Stimmen. Vor Allen aber scheint ein Redner reussirt zu haben, der es besonders gut mit der heiligen Religion meinte, und daher eine jüdische Fakultät und die lebenslängliche Anstellung der jüdischen Geistlichen feurig empfahl und ans Herz legte.

„Welcher Vater wird sonst seinen Sohn der jüdischen Theologie widmen, wenn man nicht dadurch eine sichere, geachtete Stellung im Leben erlangen könnte? Und wie sollen die Wirren und Verschiedenheiten, die schon vom Talmud her datiren, endlich beigelegt werden, wenn nicht durch studirte und lebenslänglich angestellte Geistliche?“ — So etwa lauteten damals die Worte eines Reverend, der nun als Professor an einer jüdisch-theologischen Fakultät eigener Schöpfung fungirt.

Auch von anderer Seite läßt sich aus Amerika, aus dem Lande, wo selbst der Präsident nur für vier Jahre gewählt wird, eine Stimme über die lebenslängliche Anstellung der Rabbiner und gegen den Talmud vernehmen. Speciell könnte hier die Antwort gegeben werden: wo ein „Hörer der Rechte“ so schnell durch den Einfluß des Ordens zu einem Rabbiner creirt werden kann, da bedarf es erst keiner lebenslänglichen Anstellung. Der entlassene Rabbiner kann ja dann eben so rasch in Amerika Lawyer (Sachwalter) werden. Was aber die Angriffe auf den Talmud anbelangt, so haben dennoch diese angegriffenen Talmudisten sich weder je um eine lebenslängliche, noch überhaupt um eine Anstellung beworben; manche zwar, wie Ben Soma, sich über Schneider und Fleischer und Sandalenmacher gefreuet, aber nie über die theuern Stiefeln zu fünf Dollar geklagt; besonders aber haben sie — die Talmudisten — selbst in ihren bei religiösen Satzungen am weitesten auseinander gehenden Richtungen: die Schule

des Schamai und des Hillel, im Leben in Frieden und Eintracht zusammengehalten, was eben der Talmud rühmend hervorhebt.

In Amerika aber haben die Juden bereits geheime Logen, Conferenzen und eine Fakultät und viel Uneinigkeit, und werden wahrscheinlich auch noch eine Synode und lebenslänglich angestellte Reverends und dann noch mehr Streit und Hader haben. Wäre es nicht gerathener, bei Zeiten all dergleichen Plunder wegzuräumen und offen ein Sohn des Bundes zu bleiben, als wie durch den geheimen Orden B'nai B'rith und seine Ausflüsse, später vielleicht öffentlich zum **neuen** Friedensbund überzugehen?! —

Diesseits wie jenseits des Oceans brauchen wir nur das reine Judenthum festzuhalten, das den wahren Menschen bilden und zum wahren Menschenthum erziehen will, dann können wir geheime Orden sowohl, wie öffentliche Vereine entbehren oder vielmehr ganz unnöthig machen.

Druck von Oskar Leiner in Leipzig.

